



Karl May Jahrbuch 1922

Herausgegeben von Dr. Max Finke und Dr. E. A. Schmid

5. Jahr

Radebeul bei Dresden 1921 / Karl-May-Verlag

Inhalt

Zu Karl Mays 80. Geburtstag. Von Lehrer Fritz Prüfer (Dessau)	© 5
Ueber Karl Mays Ehe. Von Dr. E. A. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	22
Aus Karl Mays literarischem Nachlaß. Von Studienrat Dr. Max Finke (Berlin-Köpenick)	28
Die Frauengestalten Karl Mays. Von Redakteur Otto Eicke (Dresden)	55
In den Ruinen von Baalbek und Palmyra. Von Klara May	89
Wie ich die 'Geographischen Predigten' auffand. Von Dr. E. A. Schmid	97
Karl Mays Gottesglaube.	
I. Von Dr. phil. Hans Walter Schmidt (Erlangen)	© 101
II. Von Redakteur Otto Eicke (Dresden)	108
III. Von Eisenbahn-Obersekretär A. Biedermann (Heidelberg)	© 118
Das Land des Propheten. Von Redakteur Fr. Willy Frerk (Berlin)	© 134
Karl May ist gereist! Von Ingenieur Gustav Urban (Wien)	© 153
Unter Aegyptens Sonne. Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther (Freiburg i. Br.)	© 162
Theorie und Praxis in Karl Mays Schaffen. Von Franz Cornaro (Wien)	© 180
Kara Ben Nemsî auf den Spuren Layards. Von Kaplan Franz Kandolf (München)	197
Das Volksbuch vom "alten Dessauer". Von Lehrer Fritz Prüfer (Dessau)	© 208
Von Odysseus bis zu Old Shatterhand. Von Dr. Richard v. Kralik (Wien)	217
Das Energiegesetz des Abenteuers. Von Dr. Karl Hans Strobl (Wien)	222
Der Film und Karl May. Von Geh. Hofrat Dr. jur. et theol. Emil Sehling (Erlangen)	240
Die Bedeutung des Wortes "Winnetou". Von Marineoberzahlmeister a. D. Adalbert Stütz	© 255
Karl May, die Jugendschriftenwarte und ich. Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt (München)	264
Gedanken eines alten Lehrers über Karl Mays Schriften. Von Lehrer Fritz Würdemann	289
Kindgemäß. Von stud. math. Ernst Vogel (Tübingen)	298
Mein Lieblingsschriftsteller. Von Heinz Winkler (Dresden)	301
Dankbar. Von Josef Hefter (Przemysl, Polen)	304
Aus meinen Knabentagen. Von Josef Höck (Schwoich bei Kufstein, Tirol)	© 307
Dem Gefährten meiner Jugend. Von Kaufmann A. Gottlieb (Bad Orb)	© 311
Meine Erinnerungen an Karl May. Von Lehrer Franz Fethke (Marienburg)	© 312
Zur Nachprüfung! Von Major a. D. Regierungsrat Max Casella (München-Planegg)	324
Die Spessartreise und andere Karl-May-Erinnerungen.... Von Dr. Wilh. Matthiessen	© 335
Beobachtungen in der Volksbücherei. Von Rose v. Aichberger (München)	© 348

Verzeichnis der Abbildungen

Frontispiz	Der Brunnenengel. Standbild im Garten der Villa Shatterhand von Professor Paul Peterich.
Nach S. 40	Nochmals der Brunnenengel in anderer Aufnahme.
Nach S. 136	Ben Ziad-Straße in Tunis. / Blick über Algier von der Kasbah.
Nach S. 144	Straße in Tunis (mit Minarett). / Die Moschee Sidi Mahrez in Tunis.
Nach S. 160	Dschungelhütte auf Sumatra.
Nach S. 304	Zeichnung von Josef Hefter.

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]

[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[Ergänzungen/Kommentare sind mit deutlich kleinerer Schrift in [] eingefügt.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]

[(5)]

Zu Karl Mays 80. Geburtstag

(25. Februar 1922)

Von Fritz Prüfer

©



Der Brunnengel
im Garten der Villa Schattenhand



Der Brunnengel
im Garten der Villa Schattenhand

Ueber Karl Mays Ehe

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

Es ist eine unerhörte Dreistigkeit, einem Mann zu widersprechen, wenn er in ernstem Tone über den Zweck seines Lebens und Wirkens Aufschluß gibt...

Gurlitt, „Gerechtigkeit für Karl May!“

Auf der Bühne des Lebens hat gar oft ein kleiner unbedeutender Schauspieler eine große Rolle zu spielen. Jene langwierigen Abwehrkämpfe, die der May-Verlag im Jahre 1917/18 gegen Ferdinand Avenarius und Anton Bettelheim zu führen hatte, sind allmählich verstummt, aber mit Alfred Kleinberg, dem unscheinbaren Mündel dieser beiden Vormünder, sind wir noch immer nicht fertig. Seine „im Auftrag“ geschriebene Schmähchrift, die wir sowohl in meiner „Lanze“ wie im Gurlitt-Buch wiedergaben, ist noch immer nicht in allen ihren Feinheiten von uns ausgeschöpft, und so oft wir eine neue Seite von Karl Mays Lebensbild berühren, müssen wir wahrnehmen, daß der „Kritiker“ Kleinberg auch an dieser Stelle wieder der allwissende Geist war, der alles verneint.

Noch schulde ich unter anderem Aufklärung über die auf S. 37 meiner „Lanze“ erwähnte „Anlage F.“, [23] deren Titel gleichlautend mit der obigen Ueberschrift war. Neben der im vergangenen Jahrbuch von mir gebrandmarkten Verunglimpfung von Karl Mays Grabmal, war für meinen Geschmack der übelste von Kleinbergs Angriffen derjenige, den er auf Mays Ehe bzw. seine Ehescheidung zu richten suchte, und als ich Kleinbergs Pamphlet las, fragte ich mich: entspricht es „deutschem Willen“ (Guten Morgen, Herr Avenarius!), auch im Alkoven toter Schriftsteller zu schnüffeln? Nichts fiel mir so schwer wie meine Entgegnung auf diese Dreistigkeit. Wenn ich heute notgedrungen, nämlich zur Aufklärung der May-Forscher und in Erfüllung meiner auf S. 37 der „Lanze“ niedergelegten Zusage, darüber schreibe, so kann es nur mit äußerster Zurückhaltung und Beschränkung geschehen. Es ist dies schon deshalb unumgänglich, weil Karl Mays Witwe, Frau Klara May, gegen die Kleinberg seinen hämischen Angriff richtete, noch lebt und Karl Mays-Lebensbeschreibung somit noch nicht in allen Teilen der historischen Forschung angehört.

Wenn man die Geschichte von Mays erster und zweiter Ehe, soweit dies möglich und zulässig ist, studieren will, hat man sich in der Hauptsache an seine Selbstbiographie, also an den Bd. „Ich“ (ich weise besonders auf S. 487 f. dieses Bandes) zu halten. Dort schildert er seine Auffassung, seine Seelenkämpfe und seine Beweggründe, und wenn er es für richtig hielt, sich scheiden zu lassen, so war dies eine höchstpersönliche, privatrechtliche Angelegenheit, und die Kritik hat hiervon die notwendigen Daten zu übernehmen und sich im übrigen [24] möglichst zu bescheiden. So wird es, soviel ich wahrnehmen kann, allüberall in Lebensbeschreibungen gehandhabt, und ich habe nie gelesen, daß man etwa für Felix Dahn oder Hermann Löns¹ aus ihren Ehescheidungen biographisch-kritische Nachteile abzuleiten suchte, obwohl schließlich, wie jeder Jurist bestätigen kann, ein Ehescheidungsprozeß niemals ein ideales Kunstwerk

¹ Neuerdings ist dem toten deutschen Dichter Eduard Mörike ein ähnliches Schicksal widerfahren wie unserem Karl May. Der „Simplizissimus“ berichtet unterm 27. Juli 1921 darüber:

„Die Literaturzecke. Schon an die lebendigen Dichter hängt sie sich; aber noch lieber an die toten, die sich nicht mehr wehren können, und schwillt durch die aufgenommenen Säfte rasch und über alle Maßen an.

Ein bemerkenswertes Exemplar dieser Spezies macht neuerdings von sich reden. Es hat sich bei dem lange vernachlässigten und erst geraume Zeit nach seinem Tode zu Ehren gekommenen Eduard Mörike eingenistet und führt hier ein betriebsames, wichtiguerisches und einträgliches Parasitendasein. Denn es hat sich vorgenommen, dem lieben Publikum, dem noch allezeit der Klatsch über einen Dichter viel mehr am Herzen lag als seine schönsten Verse, so gründlich wie nur irgend möglich Genüge zu tun, saugt und saugt nach Leibeskraften und macht sich eben daran, Mörikes verwickelte und nicht sehr glückliche Ehegeschichte auseinanderzuwirren und breit aufzurollen, obgleich die Angehörigen und mit ihnen jeder sauber fühlende Mensch empört Einspruch erheben.

Und wie nennt das die Zecke?

Wissenschaft nennt sie's, ausgerechnet Wissenschaft ...

Wie aber sollen wir es nennen? Wir haben keinen Namen dafür, „Gefühl ist alles“.

(Auch Kleinberg bezeichnete sein Machwerk als Wissenschaft, als „freie unabhängige Forschung“.)

bildet.

[25] Karl Mays erste Gattin, Emma Pollmer, ist geboren am 22. November 1856 in Hohenstein-Ernstthal, war also 14 Jahre jünger als er. Er verheiratete sich mit ihr am 17. August 1880 und reichte am 10. September 1902 die Scheidungsklage ein. Die Scheidung selbst erfolgte am 14. Januar 1903. Der Charakter Emma Pollmers ist meines Erachtens in Mays Selbstbiographie nicht nur subjektiv, sondern im allgemeinen wohl auch objektiv richtig geschildert, und die Begleitumstände der ersten Eheschließung und der späteren Ehescheidung sind wahrheitsgetreu erzählt.

Beide Ehegatten hatten lange Jahre in gutem Einvernehmen zusammengelebt, wengleich die Verschiedenartigkeit ihrer Charaktere auch mancherlei Zusammenstöße und allmählich eine gegenseitige Verbitterung mit sich brachten. Daß Karl May in den neunziger Jahren schrieb, sie seien glücklich verheiratet, war zum Teil gerade für seine Frau selbst bestimmt, die er dadurch neu an sich fesseln und zum Lesen seiner Schriften veranlassen wollte.

Die äußere Ursache des mit Beginn von Mays Orientreise (1899) sich vorbereitenden Bruchs war hauptsächlich die von Frau Pollmer in seiner Abwesenheit vorgenommene Vernichtung der Unterlagen und Beweisstücke, deren er zu dem drohend nahenden Münchmeyer-Prozeß (siehe Bd. „Ich“, sowie 2. Jahrbuch) dringend bedurfte; sie tat dies allerdings aus Freundschaft für den verstorbenen Münchmeyer und für dessen noch lebende Gemahlin, weil sie May dadurch von einem Prozeß abzuhalten hoffte.

[26] Nach ihrer Ehescheidung wurde Frau Pollmer von Karl May mit einer freiwilligen Rente unterstützt; sie starb im Alter von 61 Jahren am 14. Dezember 1917, zufällig gerade an dem Tag, an dem ich laut „Lanze“ S. 31 in Berlin mit Dr. de Gruyter über die Beseitigung von Kleinbergs „Nekrolog“ aus dem biographischen Jahrbuch verhandelte.

Mußte ich mir schon bei dieser kurzen Darstellung von Karl Mays erster Ehe große Zurückhaltung auferlegen, so habe ich mich hinsichtlich der zweiten Ehe noch kürzer zu fassen.

Karl May schildert im Band „Ich“ ziemlich ausführlich, wie zwischen ihm und Frau Klara Plöhn, seiner jetzigen Witwe, aus der beiderseitigen Vereinsamung eine Herzensneigung hervorwuchs. Der Ehescheidungsprozeß zog sich, wie stets in solchen Fällen, geraume Zeit hin, und deshalb erfolgte verhältnismäßig bald die neue Eheschließung, nämlich am 30. März 1903. May war damals 61 Jahre alt und infolge der Prozeßaufregung und schwerer körperlicher Krankheit vor dem Zusammenbruch, so daß er sich nach der ihm seit Jahren befreundeten und vertraut gewordenen Helferin als einer Gefährtin seines Lebensabends sehnte. Wie dankbar er noch 7 Jahre später über seine zweite Gattin urteilte, findet man in der Selbstbiographie niedergelegt, aber auch in vielen anderen Schriftstücken, beispielsweise in Gedichten (vgl. auch 2. Karl-May-Jahrbuch, S. 249). Karl May begrüßte in ihr die „schwesterliche Helferin“. Sie hat, wie man aus Bd. „Ich“ ersehen kann, einen Teil seiner großen Orientreise miterlebt, und begleitete ihn auf **[27]** der Amerikareise im Jahre 1908; die Jahrbücher brachten schon manches aus ihrer Feder und auch ein nachfolgender Aufsatz enthält Erinnerungen von persönlich Geschautem. Im 4. Bd. des „Silbernen Löwen“ setzt Karl May ihr ein literarisches Denkmal in der schönen Frauengestalt der Schakara; in „Winnetous Erben“ begleitet sie ihn als sein „Herzle“ auf der Amerikareise. Sie war eifrig und mit Erfolg bestrebt, dem Alternden das zu sein, wonach er sich sehnte: der gute Lebenskamerad.

Aus Karl Mays literarischem Nachlaß

Von Studienrat Dr. Max F i n k e

(Fortsetzung)

7.

Mappen: Scheitana - Weib - Wüste.

Im 3. Jahrbuch (1920), S. 85, habe ich die Veröffentlichungen der auf den Stoffkreis „Scheitana“ bezüglichen Handschriften Mays in Aussicht gestellt. Ich schrieb damals: „ ‚Scheitana‘ - gemeint ist Frau Emma Pollmer, Karl Mays erste Frau (gest. 1917) oder besser: diese war in langer, unglücklicher Ehe (1880 bis 1903) die Erlebnisquelle für jene lebenshemmenden Eigenschaften, die sich in May zu einer neuen weltsymbolischen weiblichen Gestalt ‚Scheitana‘ verdichteten.“ Die Gleichsetzung Scheitana = Emma Pollmer stützte sich auf mündliche Mitteilungen der Frau Klara May, doch auch auf innere Gründe. Offensichtlich gehören noch zwei weitere Mappen hierher. Sie tragen die Aufschriften: „Weib“ und „Wüste“.

Zunächst wird der Gegenstand „Scheitana“ nur als eine Abart jenes schon in früher Jugend durch eine Faustvorstellung angeregten Themas „Gott, Mensch und Teufel“ (siehe 2. Jahrbuch, S. 173/75) aufzufassen sein. Eine gründliche Durchmusterung [29] aller noch erhaltenen Nachlaßhandschriften erbrachte keinen Beweis dafür, daß mit der Scheitana Frau Emma Pollmer von Anfang an gemeint sei. Abgesehen davon, daß der unbefangene Blick in dieser mitleidswürdigen Frau ausgesprochen satanische Züge vielleicht gar nicht entdeckte, war es auch nicht Mays Art, literarische Hinrichtungen vorzunehmen oder erlittene Unbill mit der Feder zu rächen. Eine solche Annahme hieße sein Wesensbild trüben. Es sind auch später - so „Im Reiche des silbernen Löwen“ - immer nur allgmein menschliche Laster und Fehler, die er zu Typen verdichtet, nicht seine Feinde in individueller Zeichnung. Rache, Haß, Angriffslust lagen dieser weichen, gütigen, nie nachtragenden und schnell vergessenden Natur ja gar nicht. Auch finden sich noch bis in die letzten Jahre der Ehe hinein Aeußerungen vor, die beweisen, daß May seiner ersten Frau immer wieder in Liebe gedachte. [Vgl. dazu aber: „Frau Pollmer, eine psychologische Studie“ !!]

Eigentliche Schlüsselromane oder „Schlüsseldramen“ zu schreiben, war May unfähig. Sein Lebensweg hätte ihm Gestalten dazu genug geboten. Hätte er nicht schon jenen Seminardirektor literarisch aufs Korn nehmen können, der ihn durch eine, wie May selbst glaubhaft schildert, völlig unbegründete Entfernung vom Seminar in langnachwirkenden seelischen Aufruhr versetzte? Wo ist das literarische Konterfei des Kolportageverlegers Münchmeyer, wo das seines erfolgreichsten und zähesten Feindes Lebius? May hat erst später, obwohl seine Werke von Anfang an märchenartig und der symbolischen Deutung zugänglich sind, aus verschiedenen [30] Gründen, nicht zuletzt aus Scham und zum Zweck seiner Ehrenrettung, diese symbolische Deutung seiner Gestalten gefordert. Vielleicht ist sogar in den „Silberlöwen“ mehr hineingeheimnist worden, als May selbst wollte.

Was „Scheitana“, „Weib“ und „Wüste“ anlangt, so finde ich nicht, daß May in den hierher gehörigen Handschriften etwa die Verdrängung seines Eheerlebnisses geäußert, „abreagiert“ hat. Es ist seltsam: dieser Mann, ganz eingebettet in ein kindliches Bewußtsein von Gottergebenheit und Gottgeborgenheit - das auch „infantile“ und sonstige krankhafte Züge verrät -, dieser Mann hat seine Ehe nicht eigentlich erlebt. Eine selbständige Urteilsbildung darüber, daß seine Ehe mißraten sei, suche ich vergebens. Wie kann auch jemand eine Unternehmung - und die Ehe ist die größte des Lebens - als mißlungen beurteilen, der auf ihr Gelingen kaum ernstlich gesammelte Kraft gerichtet hat? May ist auch als Ehemann passiv, in seinem Urteil äußerer Beeinflussung und Lenkung nachgebend. Er philosophiert einmal: „Du glaubst zu leben, doch du wirst gelebt.“ [GW31, S. 435: „Es gibt Menschen, die nicht leben, sondern gelebt werden.“] Auf ihn selbst trifft das in vielen Stücken zu. Das weiche Wachs seines Inneren wurde zur Schreibtafel für Mächte und Einflüsse, die ihn zu keiner persönlichen Einheit kommen ließen.

Das Erlebnis der ersten Ehe ist aber tief in die Gefühlswelt der genannten Handschriften, besonders von „Wüste“ eingeflossen. Deshalb hier noch folgendes.

Die Geschichte seiner ersten Ehe ist für May unrühmlich und doch auch wieder rühmlich. Unrühmlich, [31] weil sie die Unreife und Leichtfertigkeit des Freiers zeigt, der nach dem Maß seiner 38 Jahre wissen mußte, was es bedeutet, eine Ehe einzugehen, und welche Verantwortung er mit diesem Schritt auf sich lud.

Von diesem Verantwortungsgefühl nehmen wir in seiner Selbstlebensbeschreibung nichts wahr. Vielmehr trieb ihn außer dem sinnlichen Reiz des Mädchens, das uns als auffällige Schönheit von ihm geschildert wird, die Eitelkeit des jungen Schriftstellers, der von dem Großvater Pollmer und seiner Enkelin angeschwärmt wurde. Neben dem Aeußeren war es nur die Zurückhaltung, die ihm an Emma Pollmer gefiel. Denn das Verständnis, das sie seinem Schaffen und seinen hohen Zielen vor der Ehe entgegenbrachte, war nach seiner eigenen Darstellung erheuchelt. Er argwöhnt, daß all die hochtönenden Worte in ihren Briefen gar nicht von ihr selbst stammten, ob von dritter Hand oder gar aus dem Vordruck eines Liebesbriefstellers, erfahren wir nicht, ebensowenig, wie Karl May und Emma Pollmer sich lieb gewannen und einig wurden. Eines schönen Tages droht May dem Alten: „Wir sind uns einig, und wenn du sie nicht willig gibst, dann entführe ich sie.“ Von einem Brautstand ist nicht die Rede. [LuS¹⁹¹⁰, S. 193: "Wenn ich sie nicht bekomme, so nehme ich sie mir!"]

Emma Pollmer stammt aus Mays Geburtsort Ernstthal. Es findet sich in Mays Selbstbiographie eine merkwürdige Stelle, aus der hervorgeht, daß May in der Beurteilung seiner Ehe innerlich unfrei war, ja im Bann einer abergläubischen, an sich unsinnigen Voreingenommenheit stand. Der Katechet [Johann Peter] Kochta brachte ihm ein kleines - von uns bisher **[32]** noch nicht ermitteltes - Buch², dessen Titel lautete: „Die sogenannte Spaltung des menschlichen Innern, ein Bild der Menschheitsspaltung überhaupt.“ Er schlug eine Stelle auf; da war zu lesen: „Wer an diesen schweren Anfechtungen (der Ich-Spaltung. D. H.) leidet, der hüte sich vor der Stelle, an der er geboren wurde. Er wohne niemals längere Zeit dort. Und vor allen Dingen, wenn er einmal heiratet, so hole er sich seine Frau ja nicht von diesem Ort!“ [LuS¹⁹¹⁰, S. 177] May bedauert, diese Warnung damals noch nicht verstanden zu haben. Er klagt zurückschauend, daß ihn die Erfahrung erst belehren mußte. Er fügt hinzu: „... ehe ich es begriff, leider, leider!“ Das ist eine Entschuldigung. Diese Stelle beweist, daß May in seiner Ehe keine Könnensprobe, keine Tataufgabe erblickte.

Man suche eine Lebensbeschreibung, in der sich die Geschichte einer Liebe und Ehe rätselhafter, mit mehr Verdrängung, Beklemmung, und Schleiern, mit ärgerer Hilflosigkeit dargestellt findet: May ist teils aus Großmut und Mitleid, teils aus Verlegenheit, jedenfalls urteils- und überzeugungslos in die Ehe hineingestrauchelt, und nimmt, um ihr Mißlingen zu entschuldigen, seine Zuflucht sogar zu abergläubischen Vorstellungen. So, wenn er vor dem Wohnhaus der Pollmer beim Leichenbegängnis ihrer Mutter, die an der Geburt der Emma starb, eine Frau sich äußern läßt: „Auf so einem Kind, an dem die Mutter stirbt, kann niemals Segen ruhen; das bringt jedermann **[33]** nur Unheil.“ [LuS¹⁹¹⁰, S. 188] Der Knabe glaubte an dieses herz- und sinnlose Vorurteil der alten Weiber; der Mann verwendet es - unbewußt - in der Absicht, im Leser ein gewisses Grauen gegen seine spätere erste Frau, den unglückbringenden „Nickel“, zu erwecken. Merkwürdig, daß Emma auch als Backfisch ihm gleichgültig blieb. Echte Wahlverwandschaft zwischen beiden sucht man vergebens. May ist selbst erstaunt, daß er die ihm angeblich Gleichgültige gehehlicht hat. Er will in uns den Eindruck erwecken, ein Dämon habe ihn gegen seine klare Ueberlegung zu dem folgeschweren Schritt getrieben.

Vor ein Entweder - Oder gestellt, entschied sich Emma Pollmer für den geschmeichelten Schriftsteller und reiste zu ihm. May sorgte dann für die Vervollständigung ihrer Bildung, indem er sie auf eigene Kosten zu einer Pfarrerswitwe gab. Er fühlte sich jedenfalls für sie verantwortlich und hielt die Ehe für innerlich gestiftet. Um so mehr befremdet, daß er später noch nach einem besonderen Grund für die Eingehung seiner Ehe sucht. Er findet ihn in dem Mitleid, das er mit der Vollwaise empfand, als ihr Großvater die Augen schloß. „Die Tochter des Sterbenden glitt vor mir nieder und bat mich, sie ja nicht zu verlassen. Ich versprach es und habe Wort gehalten.“ [LuS¹⁹¹⁰, S. 195] Nach einer anderen Darstellung aus seiner Feder waren es die unheimlichen, halb gebrochenen Augen des Sterbenden, die, flehend auf ihn gerichtet, einen tiefen, bindenden Eindruck auf ihn gemacht haben. May war ein weicher, gutmütiger, gebe- und opferfreudiger Mensch. Es ist glaubhaft, was er erzählt. Nur sollte er nicht das Mißlingen seiner **[34]** Ehe mit seinem guten Herzen zu entschuldigen suchen. Das Mitleid allein ist kein tragfähiger Boden für eine Ehe. Er bekennt selbst: „Ruheloser Fleiß ermöglichte es mir, zu vergessen, daß ich mich in meinem Lebensglück geirrt hatte und noch viel, viel einsamer lebte, als vorher jemals der Fall gewesen war.“ [LuS¹⁹¹⁰, S. 205] Sein Schaffen als Schriftsteller war die Flucht vor dem inneren Verlassensein, vor der trostlosen Oede dieser Ehe. Zu

² Für nähere Angabe des Verfassers und der Beschaffungsmöglichkeit wären wir dankbar. Die Herausgeber.

lebenstüchtig, um sich mit Strindbergschem Trotz im Kampf um diese seelisch unvollziehbare Ehe zu zerreiben, wurde er, als Gatte kinderlos bleibend, als Dichter der Vater vieler Gestalten, deren Gesellschaft ihm ersetzte, was die Wirklichkeit vorenthielt. Eine unglückliche Ehe wurde so schöpferisch einer großen Lesergemeinde zu Dank. May floh vor der Aufgabe seiner Ehe, doch nicht ohne - noch zwanzig Jahre später - den innigsten Wunsch zu hegen, sich Emma Pollmer seelisch zu erobern. Der Wirklichkeitsscheue scheiterte an dieser Aufgabe.

In einem für ihn unrühmlichen „Hausschatz“-Artikel verrät May: „Ich bin noch nicht lange verheiratet, aber sehr glücklich.“ [„Freuden und Leiden eines Vielgelesenen.“] Mummenschanz. Wieder „Scham und Maske“! K. H. Strobl hätte in seinem Aufsatz (Jahrbuch 1921) dem Ich-Flüchtigen noch eine weitere Maske vom Antlitz lösen können: die Larve der gewollt glücklichen Ehe. Nur in einigen Briefen an seinen Verleger und Freund Fehsenfeld (1893) lüftet er die Maske; in einem Brief versichert er launig: „Old Shatterhand flieht nicht vor seiner Squaw.“ [GW91, S.139: „Ausreißen vor dieser Squaw darf Old Shatterhand nicht!“] In einem späteren äußert er sogar einmal Lebensüberdruß. Ergreifend die verzweifelte [35] Kraft, mit der May die Fiktion einer glücklichen Ehe aufrecht erhalten wollte; so auch in jenem erfrischend humorvollen und keuschen Gespräch mit Halef im I. Bd. des „Silberlöwen“. Die Urausgabe dieses Werkes - zuerst im „Deutschen Hausschatz“, XXIV. Jahrgang, 1897/98 erschienen - enthält noch den Namen „Emmeh“, die selbst als achtungsgebietend geschildert wird. In den späteren Ausgaben hat May geglaubt, der veränderten Sachlage Rechnung tragen zu müssen, und die „Emmeh“ von Fleisch und Blut durch eine „Dschanneh“ von Symbols Gnaden ersetzt. Hier wird deutlich auch das Symbol zur Maske, die mehr und mehr dem Fleisch des Autors einwächst. Das Symbol führt aber hier zur unerträglichen Unnatur und beraubt die Szene ihrer naturwüchsigen Kraft. Im letzten Band des erwähnten Werkes - Jahre nach dem ersten verfaßt - meint (nicht zeichnet) May Frau Pollmer in der verständnislosen Pekala.

Frau Emma Pollmer fand kein inneres Verhältnis zu ihrem Gatten. An seinem geistigen Schaffen lebte sie vorbei. Seine Werke scheint sie nie gelesen zu haben; nur die frühesten, die „erzgebirgischen Dorfgeschichten“ liebte sie. „Meine damalige Frau hat (fast) nie meine Bücher gelesen. Der Zweck und Inhalt meiner Schriften war ihr ebenso unbekannt und gleichgültig wie meine Ziele und Ideale überhaupt.“ (Bd. 34 „Ich“, S. 483.) Er klagt:

Ich habe nichts, fast nichts für dich geschrieben;
Ich war so arm an dem, was dir gehört.
Ich ward geliebt; ich wollte wiederlieben,
Und das hat meinen Himmel mir zerstört. [?]

[36] Bisweilen, besonders in den letzten Jahren, äußert sie Empfindungen des Hasses gegen ihren Mann. Er selbst war unfähig, sie zu hassen, selbst dann, als sie durch bösen Klatsch seinen Ruf als Mensch untergrub. Er trug und litt ergeben, seine Ehe war ihm nur mehr Prüfung. Sein innerer Adel, seine vornehme Gesinnung, seine Großmut wurden auf eine harte Probe gestellt. Wer diesen gütigen, weichen Mann näher kennt, hält für glaubhaft, was er einmal bekennt: „Ich wollte die Verlorengehende durch ganz ungewöhnliche Liebe und Güte vor dem Fall zu retten und festzuhalten versuchen. Ich erwähnte sie in meinen Schriften und Büchern. Ich lobte sie da. Ich stellte meine Ehe als eine glückliche dar und gab ihr das zu lesen.“ [1910, „An die 4. Strafkammer“] Auch in seinen Briefen an Fehsenfeld täuscht er meist den Eindruck vor, daß seine Ehe eine harmonische Lebens- und Arbeitsgemeinschaft sei. Wie mag es in seinem Innern ausgesehen haben? Nach außen die Larve des Eheglücks kehrend, innerlich bitter einsam! Szenen vermied er, indem er den Hut ergriff und ging. Die Nächte über, oft bis zum Mittag, arbeitete er am Schreibtisch, gegen den Zank der Streitsüchtigen sich abkapselnd. Hunderttausende erfreuen sich an seinen Werken. Wie wenige ahnen, unter welchen Lebensumständen sie entstanden! „So sind in hunderten und aberhunderten von kalten, liebeleeren, qualvollen Nächten alle die Bücher entstanden, in denen ich von nichts als nur von Liebe rede, und nichts als nur Liebe lehre.“ [1910, „An die 4. Strafkammer“] Später glaubte er sogar, Ursache zu dem Verdacht zu haben, daß seine Frau ihm nach dem Leben trachte. Die Hysterische war unberechenbar. [37] Zwischendurch finden wir bei ihr Anfälle von Reue und Schuldbewußtsein, auch Lichtblicke von Erkenntnis, was May geistig bedeute. Seine Langmut kannte keine Grenzen. Er hielt fest an seiner Auffassung von der Ehe als einem Sakrament so lange, bis er erschreckt vor der Entscheidung stand: Sein oder Nichtsein. Die Entwendung wichtiger Urkunden und Gelder aus dem Besitz des Gatten gab die gerichtliche Unterlage zur

Scheidung, die er zu Lasten der Frau Pollmer Anfang 1903 erwirkte, doch nicht, ohne ihr eine ansehnliche Rente zu sichern.

Beide Gatten zeigen krankhafte Züge. May selbst - ich folge hier dem Urteil des ihm freundschaftlich nahestehenden Ethnologen und Folklore-Forschers Dr. Fr.[Friedrich Salomon] Krauß in seinen „Anthropophyteia“, VIII. Bd., S. 501 - war ein „schwer belasteter Neurotiker“. Frau Pollmer hatte gewiß Enttäuschungen mancher Art zu beklagen. Die „Schriftstellernoblesse“ des Unwirtschaftlichen, dem zuweilen ein Goldstück als Trinkgeld nicht zu hoch war, trieb sie, Notgroschen beiseite zu schaffen. Es soll hier keineswegs auf sie, im Grunde eine Unglückliche, aller Schatten, auf May alles Licht verteilt werden. Der Zeitpunkt, ein vollständiges und sachliches Bild dieser Frau zu entwerfen, ist noch nicht gekommen.

Mit großer Geduld, ja mit der Gelassenheit des Weisen, ging May Reibungen möglichst aus dem Weg und verwand die Demütigungen seitens seiner Frau, die zunehmender Verbitterung anheimfiel. Rühmlich ist die große Leide- und Tragkraft dieses frauenhaft gearteten Mannes. Der Schöpfer eines Old Shatterhand und Kara Ben Nemsi war selbst **[38]** kein Held, kein Träger ausgesprochener Mannestugenden. Weibhaft stark war in ihm die Fähigkeit zu leiden und zu ertragen entwickelt, nicht minder Scham und Scheu vor hartem Bekenntnis. Selbst nicht vorbildlicher Mann, ließ er das Bild eines solchen, als gesteigertes „Ich“, dem Schoß seiner unerschöpflichen Erfindungskraft entsteigen. Fürwahr, ein merkwürdiger Vorgang der Selbstergänzung. Nicht anders ließ der weiche, schwächliche und ewig kränkelnde [Friedrich] Nietzsche das Ziel des männlich-harten Uebermenschen aus sich herauswachsen.

Rühmlich und bewundernswert ist ferner Mays Fähigkeit, seine Ehe und seine Frau immer wieder im Lichte dichterischer Verklärung zu sehen. Was May in meinen Augen - trotz aller Schwäche seines Charakters - zu einem großen Manne stempelt, ist vor allem seine Kraft der Emporbeziehung und Verklärung. Keine Ehe, auch die glücklichste nicht, ist möglich ohne jene Verklärung, die, wie der Urdsbrunnen der Edda, trübe Sinkstoffe rein wieder auflöst. Welcher Leser gewinnt aus den Reisebeschreibungen den Eindruck, daß May das Joch einer - von ihm selbst als unglücklich beklagten - Ehe 22 Jahre hindurch hat tragen müssen? Nach dem Schnitt seines Gesichts mit [August] Strindberg verglichen, gleicht er diesem Frauenverächter doch sonst nur wenig. Nirgends bei ihm erbitterte, gequälte Aufschreie, nirgends heftige Anklagen, nirgends vulkanische Wutausbrüche, nirgends Rachegeleüste. Wieviele Schriftsteller haben für die Enttäuschungen, die ihnen die Frauenwelt bereitet, literarische Rache genommen! [Arthur] Schopenhauers **[39]** Frauenhaß war gefordert durch sein Unvermögen, die Beziehungen zum anderen Geschlecht in tatkräftiger Sonderliebe durchzugliedern.

May ist auch hierin der vornehme Verklärer. Seine Frauengestalten sind entweder launig, mit ausgelassenem, gelegentlich grobfädigem Witz oder mit bewundernder, verehrender Teilnahme gestaltet; bei keiner hat der Haß Pate gestanden. Ich verweise auf die nachfolgenden Ausführungen Otto Eickes über die Frauengestalten bei May.

Der Leser seiner Reisedichtungen gewinnt den Eindruck, daß der Erzähler, wie in jeder anderen Hinsicht, so auch als Ehemann den erreichbaren Grad menschlicher Vollkommenheit und menschlichen Glücks inne hat. Wie Halef mit seiner Hanneh ganz selbstverständlich glücklich wird, so muß es ja auch sein Freund und Meister Kara Ben Nemsi Effendi mit seiner Emmeh geworden sein. Freilich bleibt diese Emmeh in unbestimmtem Halbdunkel.

Hat May die Ehe in der Tiefe ihrer Bedeutung erlebt? Hatte er zu diesem Quell der Verjüngung eine innere persönliche Beziehung? Lebte in ihm die Sehnsucht, aller Werte und Weihen einer rechten Ehe teilhaftig zu werden? Erkannte er ihre Aufgaben, ihre erzieherischen Kräfte? Ich antworte getrost: Nein. Dennoch ist nicht zu leugnen, daß er Begabung zur Ehe mitbrachte (denn zur Ehe gehört, wie immer deutlicher offenbar wird, eine ganz besondere Begabung, eine bestimmte innere Ehetüchtigkeit). May war geduldig, nicht ohne Achtung vor dem anderen Ich, nicht ohne Einfühlung in seine Eigenwelt. Aber für die Wahrheit, für die unvergleichliche **[40]** Heilsbestimmung der Ehe fehlte ihm das innere Organ. Nach dem Scheitern und der Scheidung der ersten Ehe konnte er nicht mehr, aber auch nicht weniger finden, als die Kameradschaft einer „schwesterlichen Helferin“. [LuS¹⁹¹⁰, S. 244]

Die Liebe begann bei May mit abenteuernder Sensation, versandete und verflachte zu einer Episode von 22 Jahren - die lange Dauer spricht scheinbar dagegen - und mündete in das Verlangen nach Lebenskameradschaft. Die Ehe als heroisches Unternehmen mußte einem Mann fremd sein, dessen Biographie wenig Züge persönlichen Tatbewußtseins aufweist. An seiner Stelle finden wir mehr Passivität,

mehr Getrieben- und Geschobenwerden, mehr feinnervige Beeinflußbarkeit. Vollzugskräftig, urteilsfähig, machtvollkommen, heroisch-selbstbewußt, Tatmensch war dieser sächsische Kleinbürger nur im - Land der Phantasie. Hier Großgrundbesitzer von unübersehbar vielen Hufen, besaß er im Reich der Lebenswirklichkeit nur ein bescheidenes Schrebergärtlein. Seltsam auch, daß May, in der Phantasie beglückt von der Freundschaft seines Winnetou und anderer Helden wie Old Surehand, Firehand, in seinem Leben keinen seiner Seele nahestehenden Freund gefunden hat: im Grunde ein großer Einsamer.

Es war nicht ohne Reiz, in dem umfangreichen, nicht mehr viel Zusammenhängendes bergenden literarischen Nachlaß Mays nach Aeüßerungen über seine erste Ehe und Frau zu forschen. Dabei stieß ich auf drei Mappen: „Scheitana“, „Weib“, „Wüste“. Ich war einigermaßen gespannt darauf, wie sich Mays Enttäuschung hier entladen und gestalten [41] würde. Was ich fand, ist nicht aus Leidenschaft geboren. Es sind meist sehr gedämpfte, eine allgemeine Gottergebenheit atmende Zeilen, die sich kaum unterfangen, auch nur eine Ansatzform für die aufschreiende Qual der Kreatur zu finden. Wer mit der Geschichte seiner Ehe und Scheidung vertraut ist, weiß, daß er wohl Veranlassung hatte, empört, leidenschaftlich bewegt aufzubegehren. Statt dessen nur Verzicht, Sichselbstbescheiden, knabenhaft-schamvoller Schmerz. May war im Grunde keine leidenschaftliche Natur. Die genannten Mappen hätten mich kaum durch ihren Mangel an dramatischem Leben so enttäuschen können, wenn ich mir schon vorher die Weichheit, die Beeinflußbarkeit und im Grunde unheldische Schamhemmung Mays vergegenwärtigt hätte.

Ich überlasse dem Leser, die nun folgenden Bruchstücke: „Scheitana“, „Weib“, „Wüste“ in einen inneren oder gar szenarischen Zusammenhang zu bringen. Wer ist der Vater der Scheitana? Luzifer taucht schon früher auf. Eine nähere Deutung des Namens Fakira (Bettlerin) ist nicht auffindbar; fakiryk: türkisch = Not, Elend. Fakira ist, wie aus dem Schluß der „Scheitana“ ersichtlich, die Gegenspielerin der weiblichen Hauptperson.

Der literarische Wert der Bruchstücke ist weit geringer als ihre Bedeutung für die Erforschung der Seele und ihrer Krankheiten.

[42]

Sammelmappe: Die Schetana³.

Es kam eine Klage in funkelnder Nacht;
Sie stieg an das Ufer aus brandender See,
Und als ich sah, was die Flut mir gebracht,
Da brach mir das Herz in unendlichem Weh.
Sie sank vor mir nieder, so feucht und so kalt,
Mit strähnendem Haar und geschlossenem Blick.
Da zog ich empor die gebroch'ne Gestalt
Und schloß in die Arme - - - der Menschheit Geschick.

Nun gehe ich wandern tagaus und tagein,
Im Herzen das Bild aus der funkelnden Nacht.
Wie ist doch die Menschheit so jämmerlich klein,
Die Menschheit, die einst ich so groß mir gedacht!
Denn wo ich es zeige, das blasse Geschick,
Und wo ich es klage, mein jammerndes Weh,
Da weicht man mir aus mit geschlossenem Blick
Und das, das war ja - - - die Klage der See!

- - - - -

Laßt hoch die Fahne des Propheten wehn;
Versammelt Euch zum heil'gen Derwischtanze!
Zu Narren soll man nur in Maske gehen;
Die wahre Klugheit lebt vom Mummenschanze.
Enterbte der Erde verzichten so gern
Für fromme Versprechen und himmlische Lügen.

³ Die Schreibweise dieses Wortes wechselt bei May vielfach.

Die Herausgeber.

Sie gehen in den Tod als Erwählte des Herrn
Und lassen sich selbst noch im Grabe betrügen.

Die Scheitana

Nicht diesen Kuß! Es ist der Kuß der Erde,
Den die Verführerin dem Himmel gibt,
Damit er irdisch, sündhaft wie sie, werde,
Die ja im Kuß nur mit dem Munde liebt.

[43] Gib mir dein Herz! Den Leib will ich nicht haben;
Vergänglichkeit ist weder dein noch mein.
Doch, hat der Trug die Lüge hier begraben,
So darf in Wahrheit ich die deine sein.

Ich bin nicht schön von leiblicher Gestalt;
Ich bin nicht reich an bunten Erdengaben;
Doch wohnt in meiner Liebe die Gewalt,
Die nur die höchsten Engel Gottes haben.
Du bist das Weib, das mit dem Körper liebt;
Du dünkst dich reich in deiner Schönheit Prangen,
Doch alles, was dein Herz im Rausche gibt,
Das ist mit diesem Rausche schnell vergangen.
Ich stamme nicht aus diesem Palmenland,
Ich stehe als fremdes Weib vor euren Zelten.
Doch wie ich mich zu euch herniederfand,
Find ich mich auch hinauf durch alle Welten ⁴.

So stäubt von mir, verfluchte Höllenfunken,
Der Hammer des Verhaßten schlug euch kalt.
Glaubt ihr etwa, ihr habet ausgestunken,
Weil ihr in den Geruch des Himmels fallt?
Was scher ich mich um alle eure Treue,
Ihr schäumt ja doch vergeblich ins Gebiß.
Erlösen kann euch nichts, als nur die Reue,
Und die gibts nicht im Reich der Finsternis. ⁵

Nachtgebet. Fakira.

Wenn auf dem Weg zur dir die Sterne stehn,
So schlaf ich ein, um wachend heimzugehn.

Allah - - - Allah!

Dann leuchtet mir von deinem Angesicht
Für dieses Erdendunkel neues Himmelslicht.

Allah - - - Allah - - - Allah!

[44] Der Weg zu dir ist hoch und doch nicht weit,
Denn überall wohnt deine Herrlichkeit.

Allah - - - Allah!

Ich ziehe dich zu mir im Sonnenstrahle,
Du aber widerstrahlst mir seit Aeonen.

⁴ Offenbar an Scheitana gerichtete Worte. Doch von wem?

⁵ Sprecher?

Die Herausgeber.

Die Herausgeber.

Des Himmels Träne führt Granit zu Tale,
Jedoch in dir scheint Reue nicht zu wohnen.
So will ich dir des Vaters Strenge zeigen:
Auch du hast, ihr gehorchend, aufzusteigen!

Hauptgedanke:

Erlösung durch Auflösung.

Sogar der Fels muß sich in Geist auflösen!

Höchster Gesichtspunkt, von welchem aus das Stück zu schreiben ist. ⁶

Sammelmappe: Weib.

Vorspiel.

Bei Marah Durimeh.

Das ist Jasmin, berückender Jasmin.

Das ist der heil'ge Duft der Sternenblumen.

Nimm beides mit; (die Düfte) es sei Erkennungszeichen.

Aufstellung

links weiß,	rechts schwarz
Scheitana weiß,	Fakira schwarz,
wird am Schlusse schwarz.	wird am Schlusse weiß.

(Vom 17. Bis 18. Februar 1912.)

D r a m a : Immer dieselbe Erdenqual, dasselbe Elend, derselbe Jammer! Niemand steigt! Sie wissen nicht, daß niemand stirbt. Sag' es ihnen!

[45]

Cobra di capello: ⁷

Wer gab mir diesen Leib, den schönen, weichen, glatten?

Und wer gab mir die Seele, die farbenschillernde, die kalte?

Wer gab mir Neugier nach Aas und Fraß?

Und warum gab er's mir? Doch wohl, damit es wirke, wirke, wirke!

Nun wohl, ich schwöre es bei ihm, bei ihm, bei ihm, ich will es wirken lassen.

Schl u ß .

S c h e i t a n a (weiß, wird schwarz; zu ihm): So sei verflucht!

F a k i r a (schwarz, wird weiß; zu ihm): Mir aber sei gesegnet!

Was ich bisher in deinem Aug' gelesen,

Es war so kalt, kein Glück, kein Sonnenschein.

Drum folgt dem Leid des Herzens kein Genesen,

Es stirbt das Leben hin und gehet ein.

Behüt' dich Gott, es wär so schön gewesen,

Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!

Das Weib kann nur entweder Schöpferin oder Vernichterin, Gebälerin oder Mörderin sein. Was sie in dem einen Leben als Weib verbraucht hat, muß sie in dem anderen als Mann wieder gut machen!

Sammelmappe: Wüste .⁸

Chajalistan, Reich der Abgeschiedenen. Insel im arabischen Meere.

⁶ Vielleicht gehören diese letzten drei Aufzeichnungen zu „Kyros“. (Siehe 4. Jb. S. 18f) Die Herausgeber.

⁷ Eine Schlangenart.

⁸ Großenteils wohl um die Zeit der Ehescheidung geschrieben. Innere Beiträge zu seiner Lebensgeschichte. Verwirrung und sonstige krankhafte Züge werden deutlich. Die Herausgeber.

Turahistan, Erde. Am Golfe des Schatt el Arab.
Nuristan, Reich des Lichtes. Insel im Weltmeer.
Erde = Land des Leides.
Sultan Abd el Dschehenna, Eroberer von Turahistan.

[46]

Erster Akt.

1. Szene.

Vorhang.

Oase, zwischen deren Stämmen hindurch man die Wüste weit hinaus liegen sieht.

A. sitzt am Stamm, bewegungslos, wie horchend. Geschlossenen Auges.

Engel rundherum, kniend gruppiert. In ihrer Mitte Erzengel. Hinter der Szene Gesang mit Orgelbegleitung:

Herr, ich harre
im Gebete ...

Nach dem Gesang: Erzengel spricht, zu A. gewendet:

Das Reich Atima (Finsternis).
Singular Atimi.
Hadduta-Märchen = Freundin.

Bei der Empfängnis.

Scheitana: - - - - - gekettet.

Stimme: Entsage ihm, so hast du dich gerettet!

Du bist so ewig wie - - - er.

Du kannst nur sterben, um als Tugend aufzustehen.

Scheitana: Ihr macht euch frei von dem verfluchten Band;

Bin ich allein für ewig angekettet?

Stimme: Er wurde zur Erlösung dir gesandt:

Entsage ihm, so hast du dich gerettet!

Personale:

Not, Sorge, Gram, Elend, Hunger, Schande, Furcht, Angst, Zorn, Neid.

Wer trieb ich wohl zu diesem ungewollten Kuß?

Wer zog die Lippen auf dies Haar mir nieder?

Was ist's für eine Macht, der ich gehorchen muß?

Ich beuge still das Haupt und küsse wieder.

Was für ein Duft aus unsichtbaren Kelchen!

Ich glaub, er ist von früher mir bekannt. ⁹

[47] Er kommt von Frühlingsblumen, doch von welchen - - -?

Wo ist der Ort, an dem ich einst sie fand? ¹⁰

Gib mir die Hand und hebe mich empor!

Ich glaub, du hast es schon einmal getan.

Es war, als das Gedächtnis ich verlor

Und wir uns irgendwo im Himmel sah'n.

Komm her, und schau mir in das Angesicht!

Ich glaub, du hast es schon einmal gesehn.

Es war in unsers Vaters eigenem Licht,

Und dort in seinem Himmel ist's geschehn. ¹¹

⁹ Sagt später Schetana auch. (Anmerkung Karl Mays.)

¹⁰ Donnerstag, d. 16./10. 02, abends 10 Uhr. Riva. Veranda am See.

¹¹ Dieselbe Zeit.

Die Wogen des Gardasees. ¹²

So kommen wir, wie uns der Herrgott sendet,
Bewegt bei Tag, nie ruhend in der Nacht.
Es bleibt der Anfang ewig unvollendet.

Herr, reich mir die Liebe; Herr, reich mir das Licht,
Und laß mich die funkelnden Sterne beschwingen.
Es werde dein Engel zum Strahlengedicht,
Der Erde den Tag der Erkenntnis zu bringen.

Herr, gib mir die Strenge; Herr, gib mir die Macht,
Und lehre mich reden in donnernden Psalmen.
Es möge dein Engel die Geister der Nacht
Im Sturze der zuckenden Wetter zermalmen. ¹³

Tschibrail: Du bist der Geist; ich bring die Seele dir
Scheitana: gab

Scheitan:

Nichts mußt du werden, um Etwas zu sein.
Vernichte dich, indem du Gott vernichtest.
Dann stellt in dir der wahre Gott sich ein,
Auf den du für den falschen jetzt verzichtest. ¹⁴

[48] Scheitan: ¹⁵

Zeig mir den Stern, den ich dir holen soll;
Ich steig hinauf und hol ihn dir herunter.
Dann wirst du sehen, daß er Zoll für Zoll
Nichts andres ist als all dein Erdenplunder.
Sag mir den Ort, wo deine Sonne brennt;
Ich will sie Strahl um Strahl vor dir zergliedern,
Und wenn dein Mund sie dann noch Sonne nennt,
So will kein Wort, kein Wort ich dir erwidern.

Gib mir das Licht, in dem der Tag erwacht,
Damit ich's dir am Prisma wieder reiche ¹⁶
Und seine ganze, ganze Himmelspracht
Als größte Lüge deines Auges zeige.
Sprich von der Wärme, die von oben stammt,
Ich aber will dich an den Abgrund führen,
In dem das einzig wahre Feuer flammt,
Das alle Kreaturen in sich spüren.

Schau nur empor und immer nur empor;
Streng deine Augen an, bis du erblindest;
Es gibt dort oben weder Tür noch Tor,
Durch welche du den Weg zur Wahrheit findest.

¹² Derselbe Ort, 14./10. 02, nachm. 4 Uhr.

¹³ Bahnwagen zwischen Salzburg - Innsbruck, 11./10. 02.

¹⁴ Salzburg, 10./10. 02.

¹⁵ Bahnfahrt von Dresden nach Linz, 8./10. 02.

¹⁶ Hierauf antwortet der Engel oder sonst wer: Nicht das Licht ist Lüge, sondern das Prisma lügt. So auch das Himmelslicht. Es ist Eins, ist Wahrheit. Aber im Prisma (Dogma) wird es vergewaltigt. (Anmerkung Karl Mays.)

Doch, hättest du, wie ich, den Heldenmut,
Den kühnen Sprung ins Gähnende zu wagen,
So würde dich der Hölle Flammenglut
Als Gottesfunken auf zum Himmel tragen.

Du bist der Erde ruheloser Gast,
So lange du ihr Lächeln nötig hast.
Erst dann, wenn es den Wert für dich verlor,
Hebt sich den Weg zur Heimat hoch empor. ¹⁷

[49] Die Imams ¹⁸ nehmen uns die Erde und versprechen uns dafür den Himmel. } besser!
Allah ist gerecht. Ihre Macht hier wird sich dort in Ohnmacht verwandeln.

Ich steig zu dir im Sonnenstrahl,
Um dir mein dankend Herz zu bringen.
Befreit von ihrer Erdenqual,
Regt meine Seele ihre Schwingen. ¹⁹

Des Himmels Kind, die Seele, braucht den Geist,
Um sich auf Erden hier zurecht zu finden,
Wenn du die deine nicht zu führen weißt.

- - - - -

Fakira:

Ich gehe suchen nach dem Menschenkinde
Das mir der Herr, ich weiß nicht, wann, gezeigt,
Und selbst wenn ich es in der Hölle finde,
So hab mit ihm den Himmel ich erreicht.

Es war am Tag, an dem die Teufel schliefen,
Als Gott, der Herr, durch seine Himmel fuhr,
Ein dichter Nebel deckte alle Tiefen

- - - - - Kreatur.

- - - - -

Scheitana: Sie liebt ihn, fleischlich, wie jeden andern. Das Band ist ihr verhaßt. Darum erscheint ihr jeder andere, an den sie kein Band kettet, besser und begehrenswerter.

- - - - -

Das Band, das Band, das man die Ehe nennt!
Verhaßt, verhaßt, mir fürchterlich verhaßt!
Ich liebe ihn, doch darum haß ich ihn!

[50] Liebe!
Er will mit seiner Liebe die ganze Welt umfassen.
Ich mit der meinigen auch, doch nur die Männerwelt,
die andre ist nichts wert!
Nein, alles Irdische: Schwatzende Weiber, Farben,
Freuden, Putz (nicht zu materiell schildern!!!)
Ein sehnd Schmachten im verborgnen Blick
Und süßes, holdes Spiel (wie unter Tauben).

- - - - -

Der Geist, der irdisch sich gestaltete.
Und sich hierauf im Worte spaltete.

- - - - -

¹⁷ Vor der Konditorei Riva, 15./10. 02.

¹⁸ Siehe „Babel und Bibel“. Die Herausgeber.

¹⁹ Riva, 17./10. 02.

Ich kam zu dir in diese Welt der Toren
Und wollte deine lichte Weisheit sein.
Ich ward wie du als Staub vom Staub geboren
Und atmete der Toren Torheit ein.

Mit Geistermund kann nicht gesprochen werden,
Weil Geisterlippen keine Lippen sind,
Doch Geisteraug' sieht alles hier auf Erden,
Weil Geister nichts als Seelenaugen sind.

Ich brachte dich in meiner Morgenröte;
Ich hole dich in meinen Abend s c h e i n ,
Und wenn ich s c h e i n bar dich am Abend töte,
Wirst du am Morgen zwiefach lebend sein.

- - - - -

Nun weint die Hölle Reuetränen, die falschesten
und für den Menschen gefährlichsten, die es gibt.

- - - - -

Den Menschen hat man um die Zeit betrogen,
die ihm für hier gegeben war (für sein Werk)
- - - - - hinausgelogen.

- - - - -

Das fade Mitleid raubt des Himmels Gnade
Dem, der es nicht verdient.

Was du mir gabst, das ward noch nie gegeben;
Was du mir nahmst, das gabst du doppelt mir.

[51] Was du mir gabst, ist ein vereintes Leben;
Was du mir nahmst, das bin ich nun mit Dir!

- - - - -

Es war ein Tag der tausend Seligkeiten, ²⁰
Als ich zu dir, dem Vielgesuchten, kam.
Ich wollte deinen Geist zur Wahrheit leiten,
Als deine Hand ich in die meine nahm.
Du folgtest mir, du hast dich mir ergeben;
Nun bist du endlich, endlich wieder mein.
Ich bin bei dir in diesem Erdenleben,
Und dann wirst du bei mir im Himmel sein. ²¹

Verbesserung:

Und deine Hand, um dich zurückzuleiten,
Mit froher Hoffnung in die meine nahm.

- - - - -

Bleib stehn, o Weib! Hier ist des Himmels Schwelle.

- - - - -

Sei arm wie ich, dann bist du reich in mir!

- - - - -

F a k i r a :

De n Kuß gib mir, den nur die Seel gibt,
Die nicht verlangt, im Kusse zu verschwinden.
Wenn mich dein Herz nur mit der Lippe liebt,
Wird zu dem meinen es sich niemals finden.

} Gegensatz

²⁰ Den „Tag der tausend Seligkeiten“ fanden wir häufig: eine k r a n k h a f t e Häufigkeit. Die Herausgeber.

²¹ Speisewagen Leipzig - München, 21./8. 02.

Schetana:

Gib mir den Kuß, der jener Glut entstammt,
In welcher alle Lebenspulse kochen,
Und wenn er heiß auf meinen Lippen flammt,
Bin ich die Blume, die du dir gebrochen.

Stern = hat einen Lieblingsstern.

[52]

Sternschnuppe:

Das ist die Schihaba, die von dem Himmel fällt.
Kein Mensch, kein Geist kann ihren Weg uns zeigen,
Doch Allahs Hand, die jedes Stäubchen hält,
Läßt das Gefall'ne wieder aufwärts steigen.
(Fakira im Gespräch mit Schetana; es fällt eine Schnuppe.)

Bös:

Und tritt sodann kein Engel rettend für ihn ein,
So soll sein Himmel mir verfallen sein!
Soll er mit seinem
(bekommt keine Antwort. Gott schließt keinen Pakt!!!)

Gut:

Und sei für ihn des Himmels Poesie!
Er sei gepeitscht durch alle Seelenreiche,
In denen meine harte Faust regiert.

Natur ist die Kunst, die zur Sonderentwicklung treibt. Sie ist rücksichtslos.

Die niedre Schönheit schwelgt in Grausamkeit!

Sie herrscht durch den Rauch und saugt die Seele leer.

Dein Kuß hat mir die Seele leer gesaugt.

Wenn sich dein Auge in das meine taucht,
Wird mir vor dir und deiner Liebe angst.
Dein Kuß hat mir die Seele leer gesaugt,
Nun, Schetana, sag', was du noch verlangst!

Nun sag', Schetana, was du noch verlangst!

[53]

Schetana:

Ich lasse mich herbei, mit dir den Pakt zu schließen.

Es soll im Norden eine Gegend geben,
In der die Sonne keine Wärme hat,
Wo des gefrorenen Wassers weiter Fläche usw.
In mondelanger Nacht sich kalt und leblos dehnt.

Alles Große wirkt still, bescheiden und geheim. Was Aufsehen erregt, betrachte man mit Mißtrauen (Old

Shatterhands und Ben Nemsis Berühmtheit!)

Die Menschheit ist die See. Wie das Wasser durch die Sonne geläutert und aufwärts gezogen werden muß, um als segenspendender, erdgestaltender Regen den endlosen Kreislauf wieder aufzunehmen, so haben auch die Gedanken des Volkes emporzugehen, damit sie in Himmelsnähe gereinigt und gesegnet werden.

Dschafar („Löwe“).

Das Raubtier im Menschen wagt nur erst dann den Sprung auf Fremde, wenn es sich im eigenen Loch groß und stark gefressen hat.

Das ewige Gefangenwerden und sich wieder Befreien in meinen Werken ist für den Oberflächlichen eine Qual. Ist es im Innenleben nicht ebenso?

Es ist mir innerlich, als ob ich eine Aeolsharfe sei.

Ich bilde meinen eignen Hofstaat mir,
An dem es Geister, nicht Figuren gibt.

Dichter zum Sultan.

Die nicht so wesenlos wie diese Schatten hier
Stehen bleiben, wohin die Hand sie schiebt.

[54] Anders ausdrücken. Beide spielen Schach. Wichtige Partie!

Fakira kommt hinzu, warnt in Trauer, ohne das Brett zu sehen, vor dem Zuge, den er soeben tun will. Er tut einen anderen, der ihn gewinnen läßt.

Von da an erwacht in dem Scheik die Ahnung, daß er sie zu niedrig geschätzt habe.

Scheitana steht dabei nicht bei ihm, sondern hinter dem Vater, ganz erpicht darauf, daß dieser gewinnen möge. ²²

²² Diese Schachpartie später in „Babel und Bibel“ (aufgenommen in Ges. Werke, Bd. 49) verwandt. Man beachte auch, daß sich verschiedene Gedanken dieser letzten Abschnitte in dem 1902 geschriebenen IV. Band des „Silberlöwen“ wiederfinden; insbesondere die obige merkwürdige Stelle betreffend „Old Shatterhands und Kara Ben Nemsis Berühmtheit“. Die Herausgeber

Die Frauengestalten Karl Mays

Von Otto Eicke

Allen Rechtfertigungen zum Trotz und entgegen allen Bekenntnissen auch wirklich namhafter Männer lebt Karl May noch immer im Munde vieler – besonders derer, die seine Schriften nicht oder nur sehr oberflächlich kennen – als ein Schriftsteller, den man getrost der moralisch frisierten Durchschnittsliteratur zurechnen darf. Den alten Kampf um das Für und Wider neu zu beleben, liegt dem Verfasser dieses Aufsatzes fern. Nur insoweit sieht er sich gezwungen, einen jener umkämpften und nun vergessenen Begriffe wieder ans Licht zu beschwören, als er ausdrücklich betont, daß bei Abfassung dieses Aufsatzes die sogenannten Münchmeyer-Romane Karl Mays unberücksichtigt geblieben sind. Denn der Verfasser sieht wohl mit Recht als endgültig erwiesen an, daß diese Romane ohne Mays Wissen von fremder Hand (zu ihrem Schaden) interpoliert und in dieser gröblich veränderten Gestalt, ohne May nochmals vorgelegen zu haben, veröffentlicht worden sind.²³ Mithin kommen sie als Belege bei einer Arbeit nicht in Betracht, die einiges über die Frauengestalten Karl Mays dartun will.

[56] Es gab sogar Leute, die Karl May so ziemlich zur Schundliteratur rechneten. Dieser Begriff bezeichnet eine ganz bestimmte Klasse literarischer Erzeugnisse, zu deren verschiedenen Charakteristiken auch die Art und Weise gehört, wie sie ihre Frauengestalten darstellt und dichterisch verwertet. Die Art ist bekannt und braucht kaum genauer ausgemalt zu werden. Die Frau ist im Schundroman entweder der Dämon der Buhlschaft, schön, sinnverwirrend, berauschend, aber auch ränkevoll, rachsüchtig, ja falsch und untreu, oder der Engel von Unschuld, meist unschuldig leidend, die verfolgte Keuschheit usw. Die Groschenbücher der Kolportage sind bekannt, Belege aus ihnen zu erbringen, ist überflüssig. Aber die Art der Schundliteratur, Frauen zu gestalten und zu verwerfen, ist auch darüber hinaus verbreitet. Mit Karl May, dem Verfasser von „Winnetou“, „Old Surehand“, des „Vermächtnis des Inka“, des „Schatz im Silbersee“, läßt sich außer Cooper, Gerstäcker u.a.m. sehr wohl vergleichen Sir John Retcliffe²⁴, der Verfasser des vielgelesenen Romans „Puebla“. Retcliffe genießt als Schriftsteller keinen üblen Ruf. Nun lese man einmal das Buch: „Puebla“. Der oder doch ein Hauptheld des Retcliffeschen Romans ist Wonodongha, der Komantschenhäuptling, das Idealbild eines edlen, treuen, mutigen Kriegers. Dieser läßt sich von Sennora Dolores dinge, ihre Rache an ihrem Verlobten zu vollziehen, diesen zu ermorden. Die Bereitwilligkeit des Indianers ist durch seine abgöttische Verehrung **[57]** der Sennora und seine Feindschaft gegen deren Verlobten schon vorbereitend begründet, wird aber noch folgendermaßen motiviert: Schwüle südliche Sternennacht. Dolores erwartet, daß der Rote an ihr Fenster kommt. Sie wird geschildert: nur im dünnen Bademantel mit entblößtem Busen. Eine rote Ampel im parfümdurchdufteten Zimmer. Ein Lager von irischem Linnen bedeckt, halb verhüllt. Der Indianer kommt. Ein Gitter vor dem Fenster sperrt ihn wohlweislich aus. Sie versichert sich seiner Hingerissenheit, enthüllt sich ihm ganz nackt, wobei sie auf eine Minute das Gemach völlig erhellt, zeigt ihm den Schlüssel, der ihn zu ihr führen soll, und verspricht ihm ihren Leib für eine ganze Nacht, wenn er ihr Tuch mit dem Herzblut „des schändlichen Verräters“ getränkt zurückbringt. Wonodongha wird zum Tier vor Begierde und ist gewonnen. Das ist Sir John Retcliffe, der durch seine weltpolitischen Kenntnisse und Betrachtungen namhafte Autor. Und das ist die Art, wie die Schundliteratur ihre Frauen darstellt und verwertet.

Dagegen sei in kurzen Zügen das Bild gehalten, das der vielgeschmähte und in den Schmutz getretene Karl May von seinen Frauengestalten entwirft. Wobei im voraus gesagt sei, daß dieser Aufsatz keineswegs Anspruch auf vollständige Erschöpfung des Stoffes macht. Andererseits ist aber auch keine Figur etwa absichtlich unterschlagen.

Frauengestalten sind in den Erzählungen Karl Mays, obwohl sie oft in unzivilisierten Gegenden spielen, durchaus nicht selten. Er zeichnet sie mit gleich sicheren Strichen wie die Männer, lebendig, **[58]** anschaulich, wie er sie findet, im Zelt, in der Hütte, in der Steppe. Und des Erzählers launiger Geist verschont weder sie noch die Männer mit seinem lustigen Spott. Karl May hat große Freude am Karikieren. Und er ist ein Meister in seiner Art, Typen, ja Karikaturen vor den Leser hinzustellen, die in ihrer

²³ Vgl. 2. Jahrbuch, S. 147-194.

²⁴ D. i. Pseudonym für den 1878 verstorbenen Hermann Goedsche, früher Redakteur der „Kreuzzeitung“.

Anschaulichkeit jedem Unbefangenen ein Lächeln, oft ein kräftiges Lachen entlocken. Die Meisterschaft Mays auf diesem Gebiet kann hier nur kurz gestreift werden. Sie verdient ihre Würdigung in einer Arbeit für sich. Hier sei sie nur erwähnt, um im voraus zu sagen, daß Karl May in seinen Frauenfiguren durchaus nicht immer Idealgestalten dem Leser vor Augen führen will. Wo seine Spottlust harmlos sich Luft machen will, bisweilen wohl auch wo das Leben ihm eine komische Figur gezeigt und er sie mit dem scharfen Blick des Menschenkenners beobachtet hat, entwirft er uns die Karikatur.

Wer Karl Mays Schriften kennt, kennt auch Sam Hawkens²⁵ mit den kleinen listigen Aeuglein, dem Urwaldbart, den Sichelbeinen und dem kichernden Kinderstimmchen, und den Hobble-Frank²⁶ aus Moritzburg, der eigentlich nur wegen des Wörtchens „merschtenteels“ nach Amerika ging, und viele andere. So gut wie diese Lieblinge Karl Mays kommen freilich die Frauen in der Karikatur nicht weg. Da ist Mersinah, die Rose von Kbilli, die Madame Wekil²⁷, an deren tatkräftigem Walten dem schlaugalanten Kara Ben Nemsis die **[59]** Erkenntnis aufgeht: „O du beglückende Pantoffelherrschaft, dein Zepter ist ganz dasselbe im Norden wie im Süden, im Osten wie im Westen.“ [GW1,S.82] Mit dieser teilt den Namen Mersinah und die Energie in der Leitung der ehelichen Gewalt die Gattin von Selim Agha, dem Befehlshaber der Arnauten in der Festung Amadjah²⁸. Karl May schildert sie so: „Im Flure hockte ein altes Weib, das Zwiebeln schälte, und dabei mit tränenden Augen die abgefallenen Schalen kaute. Ihrem Aussehen nach war sie entweder die Urgroßmutter des ewigen Juden oder die vom Tode ganz vergessene Tante von Methusalem.“ [GW2,S.161] Den Gipfel weiblicher Resoluthet aber zeichnet Karl May in Frau Rosalie Ebersbach²⁹. Diese Frau gewinnt der Leser trotz ihrer robusten Art lieb; denn sie ist kreuzbrav und hat ein gutes Herz. An dieser Gestalt gerade kann man so recht erkennen, wie Karl May Menschen, die ihm im Leben begegneten, aufgreift und in gedachte Verhältnisse hineinzeichnet, als lebten sie. Denn der „Oelprinz“ ist mit „Erzählung aus dem wilden Westen“ betitelt, macht also keinen Anspruch darauf, tatsächliche Erlebnisse Karl Mays zu spiegeln. Die Gestalten darin – so sieht man – tun's doch. Denn diese Rosalie Ebersbach ist so oder so Karl May irgendwo einmal begegnet.

Doch zurück zu den eigentlichen Karikaturen unter den Frauengestalten bei Karl May. Ein Bild steigt vor uns auf von einer „schönen Bewohnerin **[60]** des Zabtales in einem kurzen Rock, den man bei uns wohl kaum als Scheuerlappen hätte benutzen mögen“ [GW2,S.557]. Madana, zu deutsch Petersilie, hieß diese Gefangenenwärterin und spätere gute, brave Freundin Kara Ben Nemsis bei den Kurden³⁰. „Wie die Alte – so heißt es von ihr – zu diesem würzigen Namen gekommen war, weiß ich nicht; aber als sie jetzt ganz nahe vor mir stand, duftete sie nicht nur nach Petersilie, sondern es entströmte ihr eine Atmosphäre, die aus den Gerüchen von Knoblauch, faulen Fischen, toten Ratten, Seifenwasser und verbranntem Hering zusammengesetzt schien.“ [GW2,S.557] Eine der köstlichsten Episoden in Karl Mays Werken darf hier nicht unerwähnt bleiben: Wie Kara Ben Nemsis so eine Art Dornröschen fand und unter entsetzlichen Mühen aus der Grube befreite, in die es gefallen war. Das Dornröschen hieß Tschileka und war die Gattin des Färbers und Bäckers Boschak in Kabatsch³¹. Der goldige Humor, der den Leser aus dem ganzen Vorgang anlacht, die drollige Situationskomik, das alles gehört nicht hierher und muß also unerörtert bleiben. Hier seien nur des bedauernswerten Retters Gedankengänge aufgezeichnet, als er sein Dornröschen erblickte:

Als ich mich ihr nun zudrehte, hatte sie ihr Gesicht mit meinem Taschentuche verhüllt, seht unnötigerweise, denn ich hatte ihr dunkelrotes Gesicht mit den Backentaschenwangen doch bereits genau genug gesehen. Wäre sie ein Mann gewesen, und beim verflommenen Leipziger Turnfest erschienen, **[61]** so hätte sie bei der bekannten ‚dicken Riege‘ schon durch ihr bloßes Erscheinen jede Konkurrenz und Rivalität aus dem Felde geschlagen. Da sie aber eine Dame war und ich mich gern für „genteel“ halten lasse, so sei von einer näheren Personalbeschreibung hiermit abgesehen. Der Orientale mißt die Schönheit seines Weibes nach dem Lehrsatz: Radius mal Radius mal π multipliziert mit dem Quadrate des ganzen Durchmessers, gibt, in Millimetern ausgedrückt, die Kubikwurzel des Schönheitsgrades. Nach diesem Theorem enthielt die von Dornen eingefasste Vertiefung einen Schatz von ungeheurem Werte.“ Und

²⁵ „Winnetou“, Bd. 1.

²⁶ „Unter Geiern“.

²⁷ „Durch die Wüste“.

²⁸ „Durchs wilde Kurdistan“.

²⁹ „Der Oelprinz“.

³⁰ „Durchs wilde Kurdistan“. – „Im Reiche des silbernen Löwen“.

³¹ „In den Schluchten des Balkan“.

diese Tschileka, zu deutsch Erdbeere, hat ein „leibhaftiges allerdings jüngerer Ebenbild“ in ihrer Tochter I k b a l a , die eben so „schön“ wie die Mutter ist³². Die Heimkehrenden finden sie beim „Abhäuten“ der Milch: „Womit?“ – „Mit dem Finger.“ – „Wohin?“ – „In den Mund hinein.“

Die Zeichnung der beiden Frauen im Verlauf der Erzählung gibt Karl May reichen Stoff, seine Lust an der Karikatur zu befriedigen. Was soll ich hier noch erzählen von der Frau und Tochter des Wirtes in der Maison de Madrid in Guaymas in Sonora, die Tag und Nacht in der Hängematte faulenzten, ihrem Gast die Bissen vor dem Munde ebenso wegaßen, wie dem Hofhund die als Abschiedsgeschenk mitgebrachte Wurst³³, oder von Kliuna-ai, der niedlichen Gerberin unter den Mescalero-Apatschen am Rio Pecos, dem Vollmond des kleinen Sam Hawkens, der so bald zum Neumond wurde³⁴? Es würde zu weit führen. Denn all diese Gestalten sind nicht eigentlich die Frauen bei Karl May, von denen hier doch die Rede **[62]** sein soll. Daß sie weiblichen Geschlechts sind, ist Nebensache. Sie sind in erster Linie Karikaturen.

Von den eigentlichen Frauengestalten in Karl Mays Werken ist die edelste, schönste, menschlich verständlichste dem Leser: Nscho-tschi, die schöne Schwester Winnetous³⁵. Was sie unserm Herzen so nahe bringt, ist zweierlei: ihre Person an sich und ihr echt tragisches Schicksal, ihr unverschuldeter Tod um ihrer ersten reinen Liebe willen.

Als Old Shatterhand aus wochenlangem Wundfieber erwacht und sie zuerst sieht, die als treuliche Pflegerin an seinem Lager sitzt, ist sein Eindruck von ihr der:

Sie war schön, sogar sehr schön. Europäisch gekleidet, hätte sie gewiß in jedem Salon Bewunderung erregt. Sie trug ein langes, hellblaues, hemdartiges Gewand, das den Hals eng umschloß und an der Taille von einer Klapperschlangenhaut als Gürtel zusammengehalten wurde. Es war an ihr kein Schmuckgegenstand zu sehen, etwa Glasperlen oder billige Münzen, mit denen die Indianerinnen sich so gern behängen. Ihr einziger Schmuck bestand auf ihrem langen, herrlichen Haare, das in zwei starken, bläulich-schwarzen Zöpfen ihr weit über die Hüften herabreichte. Dieses Haar erinnerte an dasjenige von Winnetou. Auch ihre Gesichtszüge waren den seinigen ähnlich. Sie hatte dieselbe Sammettschwärze der Augen, die unter langen, schweren Wimpern halb verborgen lagen, wie Geheimnisse, die nicht ergründet werden sollen. Von indianisch vorstehenden Backenknochen war keine Spur. Die weich und warm gezeichneten vollen Wangen vereinigten sich unten in einem Kinn, dessen Grübchen bei einer Europäerin auf Schelmerei hätte schließen lassen. Sie sprach, jedenfalls um mich nicht aus dem Schlaf zu wecken, leise mit der **[63]** Alten, und als sie dabei den schön geschnittenen Mund zu einem Lächeln öffnete, blitzten die Zähne wie reinstes Elfenbein zwischen den roten Lippen hervor. Die feingeflügelte Nase hätte weit eher auf griechische als auf indianische Abstammung deuten können. Die Farbe ihrer Haut war ein helles Kupferbronze mit einem Silberhauch. Dieses Mädchen mochte achtzehn Jahre zählen³⁶

Soviel über ihre edle äußere Erscheinung. Und wie oft blickt aus ihren Worten und Taten ihre reiche Seele hervor, die an Schönheit den [dem] Körper um nichts nachsteht und die sie weit über die Mädchen ihrer Rasse emporhebt, so daß man ihren Wunsch begreiflich findet, Old Shatterhand, einen Weißen, sich zum Gatten zu gewinnen und sich so mit einem kühnen Schritt über ihre ganze Rasse zu stellen. Sie pflegt den Verwundeten, gibt ihm wie eine Schwester zu trinken³⁷ und wäscht dem Schwachen Gesicht und Hände³⁸. Als ihr sein Todestag am Marterpfahl bestimmt gekommen zu sein scheint, nimmt sie unter Tränen von ihm Abschied und hat nur noch eine Bitte: „Stirb als Held!“³⁹ Als er sich dann scheinbar als Feigling erweist, wagt sie nicht mehr zu ihm aufzusehen. Sie ist bitter enttäuscht und schämt sich ihrer Liebe zu ihm⁴⁰. Dann kommt alles so anders. Old Shatterhand steht vor ihr als Held und Sieger, ja als Retter ihres Bruders Winnetou, und dieser fordert die Schwester auf, dem weißen Jäger zu danken. Da findet sie nur das eine Wort: „Verzeih!“⁴¹. **[64]** Diese Bitte anstatt des Dankes. Old Shatterhand aber versteht sie gar wohl:

³² „In den Schluchten des Balkan“. [S.114/115 und S. 132/133]

³³ „Satan und Ischariot“.

³⁴ „Winnetou“, Bd. 1, Kap. 5.

³⁵ „Winnetou“, Bd. 1, Kap. 4, 5.

³⁶ „Winnetou“, Bd. 1, S. 308.

³⁷ Ebenda, S. 311.

³⁸ Ebenda, S. 312.

³⁹ Ebenda, S. 323.

⁴⁰ Ebenda, S. 357.

⁴¹ „Winnetou“, Bd. 1, S. 368.

Ich verstand sie recht gut. Sie hatte mir im stillen unrecht getan. Sie als meine Pflegerin mußte mich besser kennen als die andern, und doch hatte sie, als ich mich aus List verstellte, auch geglaubt, daß es Wahrheit sei. Sie hatte mich für eine feige, ungeschickte Memme gehalten, und dies gutzumachen, das war ihr wichtiger als der Dank, den Winnetou von ihr verlangte⁴².

Dann aber findet sie das schöne, befreiende Wort: „Ich glaube an meinen weißen Bruder⁴³“. Ihre ganze Seele offenbart uns Karl May (– und da sage noch einer, daß seine Werke nur für rauflustige Jungen geschrieben seien!) In der Szene, wo sie sich mit ihrem Bruder Winnetou im Gebüsch versteckt und mit vertrauensvoller Gewißheit wartet, daß Old Shatterhand, der Held ihrer Seele, der alles weiß und kann, der Meister der Waffen und der Herr ihrer geistigen Welt nun auch sie findet⁴⁴. Da offenbart sie dem Bruder scheinbar und keusch ihr Fühlen, ihre Sehnsucht, die sie an dem weißen Manne hängen läßt, und faßt den Entschluß, nach dem Osten zu gehen, zu lernen und zu werden wie eine Squaw der Bleichgesichter, damit „er“ sie würdig finde, sie ganz an sein Herz zu nehmen.

So zeichnet Karl May Nscho-tschi – „Schöner Tag“ heißt der Name auf deutsch – so schön, so vornehm, freilich ein Kind ihrer Rasse und doch in **[65]** ihrer Seele himmelhoch erhaben über manche Dame der zivilisierten Welt.

Und ihr Schicksal! Aus Liebe zu Old Shatterhand geht sie nach dem Osten. Daher braucht sie das leidige Gold. Und darum wird sie wie ihr Vater Intschu tschuna vom Hinterhalt aus erschossen. Sie stirbt für ihre Liebe. Ein naives Menschenkind, das über sich hinauswollte und die ihm bestimmten Grenzen drängend überschritt. Dann ihre letzten Worte: „Old Shatterhand – du bist da! Nun sterbe ich so –“⁴⁵. Sie war glücklich in ihrer Liebe noch im Tode.

Dieser Indianerin verwandt gezeichnet ist *Kakho-Oto*, dunkles Haar, die Tochter von Sus-Homascha, einem hervorragenden Krieger der Kiowa. Old Shatterhand befindet sich als Gefangener bei diesem Stamme, an einen Baum gebunden und soll am Marterpfahl sterben. Um ihn stehen die Gaffer des Zeltorfes. Da sieht er abseits ein Mädchen stehen, das verstohlen nach ihm blickt, als ob es sich schäme, bei den Neugierigen gestanden zu haben.

Sie war nicht gerade schön, aber doch auch keineswegs häßlich; ich hätte sie lieblich nennen mögen. Ihre weichen Gesichtszüge gewannen durch den milden, ersten und offenen Blick ihres großen Auges an Interesse. Dieses Auge erinnerte mich lebhaft an Nscho-tschi, wenn sie auch sonst keine Aehnlichkeit mit der Schwester des Apatschen hatte⁴⁶.

Er spricht mit ihr, zeigt, daß sie ihm gefällt, und es kommt soweit, daß ihr Vater dem Weißen den einzigen Weg der Rettung vom Marterpfahl vorschlägt, **[66]** die Ehe mit seiner Tochter. Es gelingt Old Shatterhand, abzulehnen, ohne damit eine Beleidigung auszusprechen, und das Mädchen wagt in rührender Anhänglichkeit das Höchste, sie verhilft ihm zur Freiheit. Nach Jahren begegnet Old Shatterhand dem Kiowamädchen wieder. In Männerkleidung reitet sie, um unerkannt zu bleiben, ihm entgegen als Warner und Führer durch neue Gefahren. Sie erzählt da Old Shatterhands Frau von sich, Kakho-Oto, als von einer dritten Person: „Sie lebt noch. Sie ist ledig geblieben. Nie hat ein Mann sie berühren dürfen“⁴⁷. So erfährt Old Shatterhand auch, daß sie, Kakho-Oto, es gewesen ist, die alle die vielen Jahre, die zwischen damals und jetzt liegen, dazu verwendet hat, sein und Winnetous Andenken auch bei den Kiowa zu heiligen und ihre Ideale der Edelmenschlichkeit, der Friedfertigkeit und der Nächstenliebe in ihnen wachsen und groß werden zu lassen. Daß sie von den Weißen unerkannt sein will, wird sehr menschlich begründet: „Sie ist inzwischen alt geworden und wohl auch häßlich dazu.“⁴⁷ Wir sehen diese Indianerin als einen durchaus vornehmen, liebenswerten Charakter. Ihre schnell erwachte Neigung ist echt; denn sie überwindet in Bescheidenheit und Selbstlosigkeit auch die Zurückweisung. Ein Leben lang hält sie dem Manne, den sie nie besitzen kann, die nur sich selbst gelobte Treue. Und wie versöhnend-milder Abendsonnenschein glänzt es zuletzt über dieser Liebe: Kakho-Oto wird im Alter die Freundin der weißen Frau, die Old Shatterhand sich

⁴² Desgl.

⁴³ Desgl.

⁴⁴ „Winnetou“, Bd. 1, S. 436 ff.

⁴⁵ „Winnetou“, Bd. 1, S. 496.

⁴⁶ „Winnetou“, Bd. 3, S. 553 ff.

⁴⁷ „Winnetous Erben“, S. 339.

erwählt hat.

[67] Noch einer Indianerin unter den Frauengestalten Karl Mays sei hier gedacht: *Aschta*, weil sie uns so rein, so duftig, so keusch gezeichnet ist, wie nur je ein Mädchen in unseren anerkannten Dichterwerken. Wenn ich von *Aschta* als von einer Indianerin rede, so ist das eigentlich falsch; denn Karl May erzählt von *Aschta* der Mutter, der späteren Gattin *Wakons*, des Medizinmannes der *Sioux* *Ogallallah*, und von deren Tochter, die ebenfalls *Aschta* heißt. Aber die Zusammenziehung in eine Person hat doch ihre Berechtigung. Denn Mutter und Tochter sind wie im Namen so in allem andern, selbst in der Einführungsszene, da sie dem Leser zuerst begegnen, so völlig gleich von Karl May geschaut, daß die eine nur die Wiederkehr der anderen bedeutet. Wir hören da die ergreifende Geschichte des alten Westläufers *Pappermann*, von seiner Liebe zu der schönen Tochter der *Seneca* vom *Kanubisee*. Bei Sonnenaufgang – so erzählt *Pappermann* selbst⁴⁸ – sah er sie am Seeufer stehen:

Bei Gott, das schönste, das allerschönste Mädchen, daß meine alten Augen, solange ich lebe, jemals erblickten.... Sie saß auf einem hohen Steinblock des Ufers und schaute nach Osten, wo die Sonne soeben erschien. Sie war in weiche, weißgegerbte Tierhaut, mit roten Fransen verziert, gekleidet, und ihr langes, dunkles Haar hing, mit Blumen und Kolibris geschmückt, weit über den Rücken herunter. Als die Kolibris im ersten Strahl der Sonne zu funkeln begannen, erhob sie sich von ihrem Sitze und breitete die Arme aus und sagte im Tone der Andacht und Bewunderung: „O *Manitou*, o *Manitou!*“ ... Ich schritt auf sie zu, aber langsam, zögernd, leise, in beinahe heiliger Scheu. Da sah sie mich. Sie erschrak [68] nicht etwa. Sie bewegte keinen Fuß, keinen Finger, kein einziges Glied. Sie sah mich nur an. Aber mit so großen, offenen, erwartungsvollen Augen! In diesen Augen lag dieselbe Sonne, die dort im Osten aufgegangen war.

Dieses Mädchen betete *Pappermann* an und lebte in ihrer Nähe: „Eine liebe, schöne Zeit! Die einzige Zeit meines Lebens –“ so sagte er dann selbst in der Erinnerung versunken – „in der ich einmal wirklich Mensch gewesen bin, und zwar ein guter Mensch.“^[GW33,S.145] Das Schicksal fügt es dann ganz, ganz anders, als *Pappermann* ersehnt hat. Wie, kann hier der Länge halber nicht erörtert werden. Es liegt ein Stück Tragik in den Erlebnissen des unglückseligen *Pappermann*. Da kommt er nach langen, langen Jahren wieder an den *Kanubisee*, wieder ist es um Sonnenaufgang. Die kleine Truppe sieht den See, die erwachende Sonne. „Und links von uns, wo die Büsche ganz nahe an das Ufer traten, der hohe, weiße, glattgewaschene Stein, und auf ihm stehend – eine junge Indianerin, genau, ganz genau so, wie *Pappermann* sie uns gestern am Abend beschrieben hatte“⁴⁹. Das ist *Aschta*, die Tochter. In ihr lernt der Leser nun die edle Jugend der indianischen Rasse kennen, die erfüllt ist von den Menschlichkeitsidealen *Winnetous*, berufen die rote Rasse zu erlösen vom ewigen Kampf und Selbstzerfleischen und sie ihrer Bestimmung zuzuführen, im Bunde der Menschheit mitzuwirken am Aufstieg des gesamten Menschengeschlechts.

Aber nicht nur Indianerinnen hat Karl May in so idealen Linien dem Leser gezeichnet. Ueberall, [69] wohin uns seine Reiseerzählungen führen, finden wir Frauen an seinem Wege, die mit edlen Tugenden des echten Weibes geziert sind. Einige seien in aller Kürze erwähnt: *Unica*, die Nichte des *Viejo Desierto*, eine Halbindianerin. Von ihrer äußeren Erscheinung heißt es: ... „Das dichte, rabenschwarze Haar hing in zwei dicken Zöpfen weit über den Rücken herab. Ihr Gesicht war bräunlich gefärbt, schön gerundet und zeigte nicht die vorstehenden Backenknochen der indianischen Rasse. Sie hätte sich in Beziehung auf Schönheit mit jeder weißen *Porteña* messen können“⁵⁰. Am hervorstechendsten an ihrer Art ist das Rassige, aber sie ist von Grund auf echt, unverfälscht, sie zeigt keine Spur von Furcht, sie ist geübt im Gebrauch der Waffen, ein selbstbewußter Stolz zeichnet sie aus, aber sie will keine „Dame“ sein im Sinne der Weißen. Bezeichnend ist, daß in diesem Mädchen eine enttäuschte Liebe in ehrlichen Haß umgeschlagen ist, der sich aber mit der erwachenden Erkenntnis, daß sie den Geliebten zu unrecht beschuldigt hat, bereitwillig in weiche, bangende Liebe zurückverwandelt.

Bei den Kurden lernt *Kara Ben Nems* die *Ingdscha*, die *Perle*, kennen, die Tochter des *Rais* von *Schohrd*. „Das Mädchen mochte 19 Jahre zählen, war hoch gebaut und von so kräftigen Körperformen, daß sie ohne Bedenken die Frau eines Flügelmannes aus der alten, preußischen Riesengarde hätte werden können. Dennoch war das Gesicht ein mädchenhaft weiches und hatte jetzt, dem Fremden gegenüber,

⁴⁸ „*Winnetous Erben*“, S. 142 ff.

⁴⁹ „*Winnetous Erben*“, S. 155.

⁵⁰ „*In den Kordillern*“, S. 219 ff.

sogar einen sehr bemerkbaren Anflug **[70]** von Schüchternheit⁵¹. Herb und Stolz ist auch ihre Art, z. B. dem Stiefvater gegenüber, und doch hat sie ein weiches Herz und geleitet den Fremden, den sie lieb gewonnen hat, des Nachts zum „Geist der Höhle“. Mit feinem Instinkt fühlt sie sich zu dem Fremden und dessen Wesen von edlerer Menschlichkeit hingezogen und ist so ganz Typus der Frau, wie sie Karl May uns unter den halbwilden Völkern häufig entdecken läßt: Hüterin des Herdes, Predigerin der Verzeihung, Versöhnung und Liebe unter den rauhen Männern und Kriegern ihres Stammes. Karl May verbindet sehr häufig mit dem Worte Frau oder Mädchen Vorstellungen, wie sie Tacitus in seiner Germania von den Frauen der Germanen vor uns hinstellt, und wie sie dann etwa Richard Wagner in seiner Lichtgestalt der Sieglinde in des rauhen Hundings Hütte uns zu höchster Vollkommenheit gesteigert hat.

Nicht ohne Absicht ist bisher von zwei Frauengestalten noch mit keinem Wort die Rede gewesen, obwohl sie von immer wiederkehrender und ganz hervorragender Bedeutung in Karl Mays Werken und zwar in seinen Orient Erzählungen sind. Jeder Freund der Mayschen Romane kennt Kara Ben Nemsis wackern Freund und Beschützer Halef, den nachmaligen Scheik der Haddedihs, und seine Gattin Hanneh, „die schönste der Blumen unter allen Frauen“^[GW26,S.270]. Ueber das Aeußere dieser Frau erfahren wir von Karl May wenig, denn die Lobpreisungen ihrer Schönheit, mit denen Halef sie bei der ersten **[71]** Begegnung überschüttet⁵², mögen ihm wohl aus dem ehrlichsten Herzen geflossen sein, aber einmal ist Halef hier als späterer Gatte zu sehr Partei und dann betont Karl May auch sofort an der betreffenden Stelle: „Seine Sprache trieb poetische Blüten“^[GW1,S.263] (was übrigens völlig mit der üblichen Art der Orientalen zu reden, zumal sich zu begrüßen, übereinstimmt). Um so mehr aber hören wir indirekt von Hanneh, besonders nachdem sie längst als Halefs Gattin auf den Weideplätzen der Haddedihs am Tigris die Zierde seines Zeltens bildet. Als Kara Ben Nemsis nach Jahren die Haddedihs wieder aufsucht und zwischen ihm, Halef und Hanneh die Frage erörtert wird, ob Halefs Sohn Kara Ben Halef an einem gefährlichen Ritte teilnehmen soll, äußert sich die Mutter so, daß Halef sie mit Recht: „du Verständigste unter den Verständigen, du Weib des Tapfern und du Mutter des zukünftigen Helden!“⁵³ nennen kann. Ganz dieser Ehrentitel würdig hatte sie gesprochen. Bei diesem Besuch sagt uns Karl May auch noch etwas über ihr Aeußeres: „Sie dünkte mir noch eben so jung und schön zu sein wie damals, als wir sie meinem braven Hadschi vermählten. Ihre dunklen Augen waren mit sichtlicher Zuneigung und Ehrerbietung auf mich gerichtet“⁵⁴. Ihre große Bedeutung aber gewinnt diese Frauengestalt erst später. Wir hören da bei einem abermaligen Besuche Kara Ben Nemsis bei den Haddedihs, wie tief die Lehren des Europäers von der Edelmenschlichkeit in Hannehs Seele Wurzel geschlagen **[72]** haben, wie sie es verstanden hat, klug und behutsam ihren temperamentvollen Ehegatten in ihrem Sinne zu leiten und wie über ihn ihr Einfluß veredelnd auf den ganzen Stamm gewirkt hat. Halef unterrichtet uns selbst darüber in einem Gespräch mit Kara Ben Nemsis. Er sagt u.a.:

„Deine Stimme klang aus dem Munde meines Weibes Hanneh, ... du hast so oft von Gottes Liebe, Gnade, Barmherzigkeit und Güte gesprochen; du hast oft gesagt, daß der Mensch ein Ebenbild Gottes sein solle. Du hattest gelehrt, daß die Liebe die größte Macht des Himmels und der Erde sei, der nichts widerstehen könne. ... Sie hat dich zu ihrem Chajali (Vorbild, Ideal) erwählt und nicht geduldet, daß mein Säbel aus der Scheide fahre. ... Ich wollte sie (die Feinde der Haddedihs) mit der Schärfe des Schwertes niederschlagen; aber Hanneh ... sagte, du würdest an meiner Stelle anstatt der Gewalt die Klugheit wählen. Sie gab mir den Rat, die Feinde untereinander zu entzweien; sie sagte mir auch, in welcher Weise mir dies sehr leicht gelingen werde⁵⁵. ... Hanneh ist nämlich nicht nur die lieblichste unter den Haremsblumen, sondern auch außerordentlich klug. Sihdi, ich sage dir: sie hat immer recht!“⁵⁶. Die Art, wie die Frau solchen Einfluß übt, und was sie alles damit erreicht, zeigen folgende Worte: „ ... Zuweilen will es mir nämlich scheinen, als ob man auch einmal widersprechen müsse; aber wenn ich dann der lieblichsten der Frauen in das Antlitz blicke, so hat sie sicher recht. Wie könnte ich solche Freundlichkeit betrüben und so ein Lächeln in Wehmut verwandeln?“⁵⁷. „ ... Es geht von Hanneh ... eine Milde aus, die sich erst mir und dann auch allen, mit denen ich

⁵¹ „Durchs wilde Kurdistan“, S. 567.

⁵² „Durch die Wüste“, S. 263.

⁵³ „Der Schutz“, S. 571.

⁵⁴ Ebenda, S. 558.

⁵⁵ „Im Reiche des silbernen Löwen“, Bd. 1, S. 284.

⁵⁶ Ebenda, S. 285.

⁵⁷ Ebenda, S. 286 ff.

verkehre, mitteilt. Meine Haddedihs sind jetzt nicht mehr die rauen, rücksichtslosen Krieger, die sie früher waren“⁵⁸. Und diese Frau ist begreiflicherweise [73] hinausgewachsen über den Begriff „Weib“ im orientalischen Sinne. Das Christentum hat in ihr Wurzel gefaßt, wie Halef bekennt: „Auch Hanneh ... mag nichts vom Kuran wissen ... weil die Ausleger des Kuran behaupten, daß die Frauen keine Seelen haben“⁵⁹. In Ungewißheit, ob die Lehre des Islam, daß das Weib zum geistigen und geistlichen Tode oder besser Niegeborenwerden verurteilt, oder die Predigt des Christentums, daß alle Menschen eine unsterbliche Seele haben – gleichviel ob Mann ob Weib –, die Wahrheit enthalte, quält sich diese Frau und fragt endlich aus tiefster seelischer Not heraus den fremden Europäer: „Im Namen aller Frauen, deren Geist der Islam stiehlt, will ich wissen, ob wir wirklich keine, keine Seele haben?“⁶⁰. Die Antwort des Christen löst in ihr Jubel und Befreiung aus und löst sie völlig los von der Lehre des Propheten. Schließlich finden wir Hanneh wieder am Krankenlager Kara Ben Nemsis und Halefs, die fern von den Haddedihs bei den Dschamikums auf den Tod darniederliegen. Sie ist mit ihrem Sohne zu den Kranken geeilt und begrüßt zunächst den Freund: „Ich mache dich gesund, ich, ich, ich! Und ich beginne damit gleich jetzt, in diesem Augenblick! Kennst du das Märchen von Chakika (der Wahrheit), die vom Himmel kam und dem Tode begegnete? Sie küßte ihn; da wurde aus ihm das Leben....“⁶¹ „So laß mich dieses Märchen sein, und zürne mir wegen meiner Kühnheit nicht!“⁶². Und sie küßt den Freund auf Wangen und Stirn. Den Anblick des totkranken, bewußtlosen Gatten aber erträgt sie mit eiserner Beherrschung: „Welch eine Frau!“⁶². Der Ustad, der die Begrüßungsszene an Kara Ben Nemsis Lager mit angesehen hat, in der die Frau den Fremden küßt und segnet, spricht zu ihr Worte, die uns Hannehs Bedeutung in Karl Mays Werken erkennen lassen: „Ich höre, daß du Hanneh bist, unseres Hadschi Halef Weib; aber für mich und uns bist du in diesem Augenblicke mehr. Du bist die Seele des weiblichen [74] Geschlechtes, die aus der Höhe niederstieg, um Geist in Seele zu verwandeln. ... Und so gern, wie es noch nie geschah, will ich für dich zu Chodeh (Gott) beten, an dir zur Wahrheit zu machen, daß, wer da segnet, selbst gesegnet wird!“⁶³. Hier spricht Karl May im Rahmen der Erzählung das aus, was er an anderer Stelle, wo er sich über seine Werke verbreitet, erläuternd klarlegt. Hadschi Halef Omar ist ihm nichts anders, als „das Märchen von der verloren gegangenen Menschenseele, die niemals wiedergefunden werden kann, außer sie findet sich selbst“⁶⁴. Und indem dieser Halef seine Hanneh kennen lernt, lernt er seine Seele kennen und wird unter ihrem Einfluß emporgehoben zum Edelmenschen und überwindet durch sie den Tod, diese törichte Phantasiegeburt des Menschengehirns, von der Karl May sagt: Als der Mensch zum erstenmal von dem Tode sprach, wurde er, der Tod, im Menschengehirn geboren; aber es war das eine Totgeburt. Und die Gedankenleiche dieses Totgeborenen hat man durch Millionen Gehirne und durch Jahrtausende bis auf den heutigen Tag weitergeschleppt und wird sie noch durch die folgenden Jahrhunderte zerren, ohne einzusehen, daß man alle diese lächerliche Furcht und Mühe auf einen Korkuluk (Popanz, Scheuche, Schemen) verwendet“⁶⁵.

Es ist hier zum erstenmal in dem Aufsatz davon die Rede, daß Karl May eine seiner Figuren symbolisch gemeint hat. Die Tatsache an sich, daß alle oder doch die meisten Schriften Mays einen tieferen Sinn bergen (abgesehen von den reinen Jugenderzählungen), ist als bekannt vorauszusetzen. Karl May hat selbst die Absicht, nicht nur Jugendschriftsteller sein zu wollen, sondern durch symbolistisch gemeinte Darstellungen ethische Wahrheiten und Erkenntnisse predigen zu wollen, mehr als einmal betont. [75] So sagt er u. a.: „Das ist es, was ich meine, wenn ich behaupte, daß alle diese Reiseerzählungen als Gleichnisse, also bildlich bzw. symbolisch zu nehmen sind“⁶⁶. Und an anderer Stelle: „Wie man bei einem geistig und seelisch so bedeutsamen, ja schweren Inhalt meine Bücher als ‚Jugendschriften‘ und mich als ‚Jugendschriftsteller‘ bezeichnen kann, ist mir unbegreiflich“⁶⁷. Der Begriff, der symbolistischen Figur führt uns zu einer Frauengestalt Karl Mays, auf deren Wiedergabe offenbar ganz besondere Liebe verwendet worden ist. Ich meine Marah Durimeh. Sie ist uns – das sei im voraus und auf obenstehendes zurückgreifend gesagt – ein Beweis dafür, daß Karl May für seine Idealfrauengestalten sich nicht nur das

⁵⁸ Ebenda, S. 287.

⁵⁹ „Im Reiche des silbernen Löwen“, Bd. 1, S. 288.

⁶⁰ Ebenda, S. 371.

⁶¹ Ebenda, Bd. 3, S. 301/302.

⁶² Ebenda, S. 304.

⁶³ „Im Reiche des silbernen Löwen“, Bd. 3, S. 303.

⁶⁴ „Ich“, S. 471.

⁶⁵ „Im Reiche des silbernen Löwen“, Bd. 3, S. 422.

⁶⁶ „Ich“, S. 469.

⁶⁷ „Ich“, S. 471.

junge, schöne Weib ausersah, sondern daß er auch tief empfänglich war für die Würde, für das Ehrfurchtgebietende und auch Schöne, was aus der Erscheinung einer edlen Greisin spricht. Ihm war also nicht etwa die alte Frau nur gut genug, den Gegenstand seiner Satire zu bilden. Kara Ben Nemsî lernt Marah Durimeh kennen, als er in Amadijah ihre Urenkelin rettet. Diese hatte Tollkirschen gegessen und sich vergiftet. Am Bett des Mädchens sieht er die Alte zum erstenmal:

Sie war gewiß hundert Jahre alt, doch ihre Gestalt stand gerade und hoch aufgerichtet; ihre Augen hatten jugendlichen Glanz; ihre Züge waren seltsam schön und weich, von ihrem Haupte hingen schwere weiße Haarzöpfe fast bis auf den Boden herab⁶⁸. Kurz vor seiner Abreise besucht Kara Ben Nemsî die Kranke noch einmal. Dabei dankt ihm die Urgroßmutter **[76]** in innigen Worten für seine Hilfe und verrät ihm zum Lohne eine Art Geheimnis: „Kommst du in Not und Gefahr an einer Stelle, die zwischen Aschiehtah und Gunduktha, dem letzten Ort vom Tkhoma, liegt, und es kann dir niemand helfen, so sage dem ersten, der dir begegnet, daß dich der Ruh'i kulyan (Geist der Höhle) beschützen wird“⁶⁹. Und schon bald darauf steht Kara Ben Nemsî in den kurdischen Bergen um Mitternacht vor der Höhle des Ruh'i kulyan, um Hilfe zu erbitten. Hier bewahrheitet sich, was er inzwischen geahnt hat: Marah Durimeh selbst ist der Geist der Höhle. Die Kurden wissen wenig von ihren Verhältnissen und ihrem Leben: „Sie ist eine alte Fürstin, deren Nachkommen vom Messias abgefallen und zu Mohammed übergetreten sind. Nun tut sie Buße für sie und wird ruhelos hin und hergetrieben“⁷⁰. Und an anderer Stelle: „Vielleicht hat sie nirgends eine Wohnung, aber sie ist in jedem Hause willkommen, in das sie kommt ... die meisten erzählen, daß sie eine Fürstin aus dem alten Geschlecht der Könige von Lizan sei. Das war ein gar mächtiges Geschlecht und ganz Tijari und Tkhoma war ihm untertan. Sie aßen und tranken aus goldnen Gefäßen, und alles andere war von Silber und Metall gemacht. Da aber wandten sie sich dem Propheten von Medina zu, und der Herr schüttelte die Wolken seines Zornes über sie aus; sie wurden verstreut in alle Lande. Nur Marah Durimeh war ihrem Gott treu geblieben, und er hat sie gesegnet mit einem hohen Alter, mit einem weisen Herzen und mit großen Reichtümern“⁷¹. Kara Ben Nemsî erlebt es nun, wie groß die Macht des Geistes der Höhle, also Marah Durimehs ist: „Haß wandelt ihr Einfluß in Freundschaft, Krieg in Frieden, Fluch in Segen.“^[7] In einem langen Gespräch erzählt sie dann dem Fremden von ihrem Leben, ihren Schicksalen und ihrem Wirken: „Und nun wandere ich von Ort zu Ort, mit dem Stab des Glaubens in der Hand, um zu reden und zu predigen von dem Allmächtigen und Allgütigen, nicht mit **[77]** Worten, die man verlachen würde, sondern mit Taten, die segnend auf jene fallen, die der Barmherzigkeit des Vaters bedürftig sind“⁷².

Und der Fremde begreift allmählich die Wurzeln der Macht dieser überragenden Frau. Was wir sonst noch verstreut in Karl Mays Werken von Marah Durimeh hören⁷³, ist episodenhaft und für diesen Aufsatz nicht von Bedeutung. Hierher gehört nur noch ein Werk, aus dem die symbolistische Bedeutung der Figur Marah Durimeh klar zu erkennen ist: „Ardistan und Dschinnistan“. Die Helden der Mayschen Werke: Old Shatterhand, Kara Ben Nemsî bedeuten dem Verfasser die Menschheitsfrage; und was Marah Durimeh versinnbildlicht, sagt Karl May selbst: „Ich nenne ferner das Märchen von Marah Durimeh, der Menschheitsseele“⁷⁴. Man versteht also leicht die obenerwähnten Begebenheiten. Die Menschheitsseele verspricht und leistet der Menschheitsfrage bei ihrem Aufstieg aus den Niederungen (der Wüste) zu den Höhen (der kurdischen Berge) Hilfe in Not und Gefahr. Ebenso leicht löst sich nun die symbolische Grundlage des eben erwähnten Werkes. Marah Durimeh (die Menschheitsseele) sendet Kara Ben Nemsî (die Menschheitsfrage) aus nach Ardistan, dem Lande der Gewaltmenschen und weiter nach Dschinnistan, dem Lande der Edelmenschen. Mühe und Not und Gefahren müssen überwunden werden. Die Aufgabe wird gelöst. Dann **[78]** kehrt die Menschheitsfrage zurück zur Menschheitsseele, von der sie ausgesandt wurde. In diesem Werk erfahren wir nun eine Menge Einzelheiten von Marah Durimeh, von Ikkal, ihrer Residenz in Sitara, dem Land der Stern Blumen, von ihrem herrlichen Schloß, und besonders von der geistigen Eigenart dieser Phantasiegestalt⁷⁵. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, durch seitenlange Zitate meine Behauptungen zu erhärten: Edler, erhabener, reiner als die Figur der Marah Durimeh, wie sie hier

⁶⁸ „Durchs wilde Kurdistan“, S. 207. [Textänderung 1904!!!]

⁶⁹ „Durchs wilde Kurdistan“, S. 330.

⁷⁰ Ebenda, S. 563.

⁷¹ Ebenda, S. 570 ff.

⁷² „Durchs wilde Kurdistan“, S. 631 ff.

⁷³ „Winnetous Erben“, S. 278. – „Im Reiche des silbernen Löwen“, Bd. 2, S. 508 ff.

⁷⁴ „Ich“, S. 471.

⁷⁵ „Ardistan und Dschinnistan“, Bd. 1, S. 1 ff.

gezeichnet wird, ist nichts zu denken. Ein Ausspruch der Greisin nur sei zum Schluß angeführt, um zu zeigen, welche Ideale Karl May durch ihren Mund, überhaupt durch ihre Person und letzten Endes durch das Buch von „Ardistan und Dschinnistan“ überhaupt predigen will:

Die Zeit dieser Menschen ist dahin. Sie verschwindet, wie die Sonne da vorn verschwunden ist und wie die letzten Farben des irdischen Himmels verschwinden werden. Zwar kommt morgen ein neuer Tag, unaufhaltsam und unwiderstehlich, aber er ist ein ganz anderer Tag als der heutige. Die Erde sehnt sich nach Ruhe, die Menschheit nach Frieden, und die Geschichte will nicht mehr Taten der Gewalt und des Hasses, sondern Taten der Liebe verzeichnen. Sie beginnt, sich ihrer bisherigen rohen, blutigen Heldentümer zu schämen. Sie schmiedet neue, goldne und diamantene Reifen, um von nun an nur noch Helden der Wissenschaft und der Kunst, des wahren Glaubens und der edlen Menschlichkeit, der ehrlichen Arbeit und des begeisterten Bürgersinnes zu krönen. Die Gewalt herrsche nur noch heut, länger aber nicht.... Schon morgen früh aber sollen diese Menschen aufatmen und jubeln, wie hoch über uns das Wort Gottes in der Bibel jubelt: Der gestrige Tage ist vergangen; **[79]** es ist alles neu geworden⁷⁶. Und dann noch das andre ihrer Worte: „Es gibt nur einen einzigen Sieg, der wirklich Sieg bedeutet; das ist der Sieg der Liebe. Geht hinab und verzeiht. Und vor euch her gehe Gottes Segen!“⁷⁷.

Das sind Gedanken, sind Ideale, wie sie eine Berta v. Suttner verkündet hat, wie sie in tausend Gehirnen als modernste Forderungen neu geboren wurden in den furchtbaren Nöten des Weltkrieges. Nur will mir scheinen, daß sie gerade bei Karl May Anspruch auf sachlichste Würdigung erheben können, eben weil sie ihm nicht die Not eingab, sondern weil sie ihm aus rein ethischer und religiöser Weltanschauung, umgesetzt in die künstlerische Tat, erwachsen. Und solche Ideale zu verkünden erfand Karl May eine leuchtende, reine Frauengestalt, die geheimnisvolle alte Marah Durimeh.

An der Spitze der Frauen aus Mays Werken, von denen bisher die Rede war, stand eine durchaus lebensvolle Gestalt, die Schwester Winnetous, am Schlusse steht die reine Symbolfigur der Marah Durimeh. Es scheint ein schroffer Gegensatz zwischen beider Art zu stehen. Nein! Es verbindet sie doch ein Band, eben die Symbolik. So unentbehrlich mir der Gedanke ist, Nscho-tschi ist ein Wesen, das wahrhaft unter der Sonne ging, das liebte und litt, wie es Karl May erzählt, unentbehrlich, um mich beim Lesen dieser stillen Tragödie am Rio Pecos immer wieder ganz naiv von ihrer tiefen Schönheit erfassen zu lassen, ebenso gewiß ist, daß Nscho-tschi eben auch einen symbolischen Zweck in Karl Mays Werken **[80]** erfüllt. „Sie versinnbildlicht die Hoffnung dieser freien kriegerischen Indianer auf ein friedliches Nebeneinander der weißen und roten Rasse: der „schöne Tag“ wurde vernichtet durch die unersättliche Goldgier der Weißen (durch Santer dargestellt)“⁷⁸. Wie die Indianer, getäuscht in ihrer anfänglichen Verehrung für die Weißen, in ihrem Vertrauen zu ihnen, eine schöne Hoffnung sterben sahen, ermordet um des roten Goldes willen, so sehen die Apatschen am Nugget-tsil Nscho-tschi, ihre Hoffnung, sterben in Liebe zum weißen Manne und doch getötet vom weißen Manne um den *Deadly dust*. Auch hier also schuf sich Karl May ein Weib zur Gestalt, damit sie Trägerin eines tiefen schönen Gedankens sei, den er seinen Lesern so lebendig wie möglich ins Herz senken wollte.

Noch sind drei Frauengestalten Karl Mays zu erwähnen, die deutlich die reinen, verklärten Züge der Symbolfiguren tragen, und die doch so köstlich lebendig vor dem Leser stehen, da sie ehrendes Zeugnis ablegen für den Meister, der sie schuf. Die eine finden wir in „Friede auf Erden“. Es ist die Yin. Karl May sagt von ihr:

Ja, sie war es – – Yin! Sie kam allein; niemand begleitete sie. War sie so schön, wie ihr Porträt uns hatte erwarten lassen? Was soll ich sagen! Das kam so schnell, so überraschend. Ich sah eine weißgekleidete, engelgleiche Frauengestalt, eine Rose im Haar, und ein kleines duftendes Veilchenbukett an der Brust, die nach einem kurzen Blick auf mich an mir vorüber in das Zimmer trat und dann so vor dem Uncle stehen blieb, daß ich nur die schöngezeichnete Wangenlinie ihres Profils sehen konnte. Diese **[81]** Frau ist die Güte, die dem Uncle die Worte entlockt: „... Ich war so schlimm, so böse zu ihr, und sie bringt solche, solche, solche Liebe!“ [GW30,S.488 f.]

Die andere ist S c h a k a r a , die Gefährtin Marah Durimehs. Karl May beschreibt ihr Aeußeres im 3. Band von „Im Reiche des silbernen Löwen“ (S. 267) so:

⁷⁶ „Ardistan und Dschinnistan“, Bd. 2, S. 632.

⁷⁷ Ebenda, S. 646.

⁷⁸ Dr. E. A. Schmid, „Ich“, S. 576.

„Unweit der Tür saß Schakara mitten im Pflanzengrün. Weiß war ihr Gewand. Sie hatte den Schleier nach hinten geschlagen. Ihr dunkles Haar hing in langen, schweren Flechten herab. Die schlanken Finger glitten über die Saiten der Sandurah (orientalische Harfe). Darf man ein menschliches Wesen mit einem Gedicht vergleichen? Man sagt ja, daß der Mensch das herrlichste Gedicht der ganzen Schöpfung sei. Wenn nicht das Herrlichste, aber gewiß eines der Frömmsten sah ich hier!“ Und bezeichnend für die Art dieser Schakara sind die Worte, die Karl May sie im 1. Band von „Ardistan und Dschinnistan“ (S.20) sprechen läßt: „Hätte mir (nämlich den Europäern) der Orient weiter nichts, weiter gar nichts, als nur das eine, einzige Wort gegeben, ‚Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm‘, so könntet ihr ihm diese eine Gabe nicht mit allen Sonnen, Monden und Sternen belohnen, so viele ihrer auch am Himmel stehen....“

Endlich noch **Pekala**, die Kara Ben Nemsi bei den Dschamikun findet. Er führt sie so ein (Im Reiche des silbernen Löwen, Bd. 3, S. 348):

„Da stand ein weibliches Wesen, so strahlend weiß wie eine abendländische Festjungfrau gekleidet. Festjungfräulich waren auch die langen Zöpfe, in die sie ihr herabhängendes Haar geflochten hatte. Festlich auch die beiden Rosen, die rechts und links auf die Ohren niederschauten. Und das Gesicht? Könnte ich es doch beschreiben!“ Und nun folgt eine Schilderung der Gesichtszüge, die nicht frei ist von neckischem Scherz. Aber Karl May hat anderes mit Pekala vor, als sie zur Karikatur zu machen. Man geht wohl nicht fehl in **[82]** der Annahme, daß er in **Pekala** seine erste **Gattin**, Emma Pollmer, schildern wollte, im Gegensatz zu **Schakara**, die die Züge der zweiten **Gattin** Mays trägt. Pekala hat ein gutes Herz; aber sie vermag nicht wie Schakara dem zur Höhe strebenden Kara Ben Nemsi zu folgen. Um so mehr ehrt es Karl May, wenn er von ihr folgende Szene zeichnet, in der sie ihm von ihrer Trauer um den Tod ihres Vaters erzählt (Im Reiche des silbernen Löwen, Bd. 3, S. 423): „Es war am Abend; draußen vor der Küche, wo die Tarfasträucher ihre langen, niedlich blühenden Zweige über mich senkten, als ob sie Erbarmen mit meiner Trauer hätten, denn ich weinte leise vor mich hin und wünschte mir den Tod. Da kam Tifl (das ist der, dem ihr Herz gehört) ebenso leise, denn mein Schluchzen war ihm heilig. Er lehnte sich neben der Tarfa an die Mauer und sagte lange, lange nichts, kein Wort. Kein Laut war ringsum zu hören; in mir nur sprach die Sehnsucht nach dem Tode fort und fort in trostlosen Klagelauten. Da plötzlich ertönte die Stimme „des Kindes“ (d. i. eben Tifl) neben mir, halblaut, langsam, feierlich. Wie klang sie doch? Ganz anders als wie sonst! So hoch von oben! Als ob eine gütige Fee aus „Alif leila wa leila“ (Tausendundeine Nacht) da über den Zweigen schwebte und von ihrer schönen, lichten Heimat zu mir sprechen wolle. Meine Tränen stockten. Ich lauschte“. An dieser Stelle bekennt Karl May von ihr: „Ich sah sie an und mußte mir Mühe geben, ihr nicht merken zu lassen, daß ich über sie staunte. War das noch die „festjungfräuliche“ Köchin, die mir beinahe lächerlich vorgekommen war? ... Muß man aus Europa zu den verachteten Kurden gehen, um Menschenseelen entdecken zu können?“

Es ist bisher kurz gezeitigt worden, wie Karl May seine Frauengestalten zeichnet einmal in der behaglichen Satire und dann in der Hauptsache als Idealfiguren, als Trägerinnen lichtvoller Gedanken. Blicke noch die Kehrseite: das Weib als Dämon, als Vertreterin des bösen Prinzips. Die Schundromane sind reich an solchen Gestalten, **[83]** Karl Mays Werke außerordentlich arm. Schon diese Tatsache an sich sollte zu denken geben. Karl May denkt offenbar viel zu edel vom Weibe, als daß es ihm Freude machen könnte, als Schriftsteller das Weib in den Tiefen des Lebens, im Schmutz als „interessantes, pikantes Sujet“ zu suchen und wiederzugeben. Immerhin finden sich in seinen Werken Frauen, an deren Wesen keine lichte Seite zu entdecken ist. Das ist einmal **Adele Treskow**, Sängerin, Berlin. Er lernt sie im Wartesaal des Bahnhofs kennen:

Ich brauchte sie nicht für schön zu ‚halten‘, sondern sie war wirklich eine Schönheit und zwar eine jener selbstbewußten, scheinbar natürlich und doch mit feiner Berechnung sich gebenden Schönheiten, wie sie von der Bühne gebildet und entwickelt werden. ... Unsere nun beginnende Unterhaltung war eine sehr animierte und ließ mir die Sängerin als eine höchst interessante Persönlichkeit erscheinen. Bald voll tiefen, warmen Gefühles, bald naiv kokett, bald voll liebenswürdigen Humors, dann gleich ein wenig sentimental, duldet sie während des Gesprächs nicht die kleinste Pause, und ich beobachtete an ihr eine wahrhafte Virtuosität in jenem innigen, gemütvollen und eigentümlich verständnisreichen Augenaufschlage, der, selbst wo nichts vorhanden ist, einen Schatz echter, reiner Weiblichkeit, ein tiefes Wissen und die Fähigkeit der Anschmiegung, der Akkommodation, erraten läßt und wohl manchen ernsten Mann betört und ihm bittere Täuschung bereitet hat⁷⁹.

⁷⁹ „Am Stillen Ozean“, S. 325.

Ich gebe mit Absicht diese ganze Schilderung wieder, um zu zeigen, wie wohltuend sie sich von der Art unterscheidet, in der ein Verfasser von Schundromanen dieses Weib gezeichnet haben würde. Sie entpuppt sich bald als Bauernfängerin und als **[84]** Hochstaplerin schlimmster Art. Karl May findet sie als Fräulein Wanda Smirnoff, Gesellschafterin der Baroneska Semenoff, in Moskau wieder. Als Gehilfin des „Brodnik“ entlarvt, verschwindet sie in der sibirischen Verbannung. Also gewiß keine Lichtgestalt, gewiß ein Weib aus der Tiefe, aber kein Zug von Pikanterie, Sinnlichkeit, Schwüle, nichts Dämonisches an ihr, kurz kein Zug nach dem Geschmack des Schundromans an ihrem Bilde.

Und genau dasselbe gilt von einer ihr sehr verwandten Figur, einer Hochstaplerin, die fast wie eine Kopie der ersteren anmutet, wobei die Frage der Priorität ununtersucht bleiben kann. Der Schauplatz der Handlung ist diesmal Ustjug Weliski im Gouvernement Wologda. Die alte fromme Gräfin Briatoff hat eine Gesellschafterin Maschka, „ein junges Mädchen von derjenigen Schönheit, die einen meist nur vorübergehenden, aber desto glühenderen Eindruck zu machen pflegt“⁸⁰. Sie endet gleichfalls als entlarvte Hochstaplerin im sibirischen Winter. Auch an dieser Frauengestalt macht Karl May der Schundliteratur keines der oben gekennzeichneten Zugeständnisse.

Ebenso kurz möchte ich mich über die dritte dunkle Frauen- oder besser Mädchenfigur aus Mays Werken fassen, die hier noch erwähnt werden muß: Judith Silberstein. Auf einem Auswandererschiff begegnet sie uns zum erstenmal:

... Ein vielleicht achtzehnjähriges, äußerst schmuck gekleidetes Mädchen mit orientalischen Zügen von ungewöhnlicher Schönheit. Der Anzug, den es trug, bestand aus Schnürstiefeln, weißen Strümpfen, rotem, mit dunklem Sammet umsäumten Rocke und einem blauen Mieder, das mit silbernen Hefteln und einer ebensolchen Kette geschmückt war. Ein kleines, mit einer Feder verziertes Hütchen saß auf dem vollen, in zwei Zöpfen hinten weit herabhängenden Haare⁸¹. Aus ihrem äußeren Aufputz, der „wohl mehr auf einen Maskenball als auf das Deck eines amerikanischen Transportschiffes für Auswanderer“⁸² paßte, spricht deutlich eine Eigenschaft Judiths: ihre Gefallsucht. Wir lernen sie aber bald noch besser kennen: Herzlos schickt sie einen Anbeter fort, dessen Verhältnisse sich mit der Zeit als ungünstiger erweisen, als sie erst annahm. Herzlos läßt sie den „Herkules“ wie einen Hund ihr nachlaufen. Sein Tod – letzten Endes um ihretwillen – regt kein noch so leises, rein menschliches Mitleid in ihr auf. Liebe zum Vater ist ihr fremd. Nur ein grenzenloser Egoismus beherrscht sie. Reichtum und damit Luxus, Bequemlichkeit, Macht, Vergnügen zu gewinnen, gilt ihr alles. Tierisch ist sie in ihrem Haß, der sie zur Megäre macht. Dem Indianer verkauft sie ihre Hand zur Ehe ohne Liebe, um seiner Schätze willen. Sein Tod für sie ist ihr höchstens wertvoll, weil er sie „interessant“ macht. Dem Gauner wirft sie sich hin, weil er reich ist, und geifert ihn an, als er seinen Reichtum verloren hat. Ihr Ende? Wie es am besten kommen kann: verdorben – gestorben, niemand weiß wo.

Bei dieser Figur geht Karl May am weitesten in der Zeichnung seelischer Verworfenheit. Aber eben nur seelischer! Und obendrein nichts Halbverhülltes, Beziehungsreiches, was mehr ahnen läßt, als gesagt wird. Keine Schwüle. Er bewirkt, daß uns ekelt vor diesem schönen, verworfenen Geschöpf. Aber wir haben dennoch nicht das Gefühl, als hätten wir in Schmutz gegriffen, wenn wir die Schicksale Judith Silbersteins lesen.

[86] Es sei am Schluß dieser Betrachtung der Frauengestalten Karl Mays also festgestellt, daß Pikanterie und Schwüle an ihnen vergeblich zu suchen ist. Karl May streift bei seinen Orient Erzählungen bisweilen ein Kapitel, das ihm Gelegenheit gegeben hätte, pikant zu werden, zumal er nicht nach 1914 schrieb, wo durch den Krieg Kenntnis türkischer Verhältnisse zu uns kam. Er erzählt von Besuchen im Harem, einer Stätte, von der man zu Karl Mays Zeiten sehr schwüle Vorstellungen hatte, und die in allerlei Schundromanen mit einer mindestens pikanten Phantasie ausgeschmückt worden ist. Einmal schildert Karl May die Befreiung Güzelas aus dem Harem Abraham Mamurs⁸³, ein andermal beschreibt er seinen Besuch im Harem des Türken Murad Nassyr⁸⁴, wobei er dessen Schwester sogar unverschleiert, auf dem Diwan liegend, findet. Es würde zu weit führen, beide Episoden hier zu zitieren. Es wird sich jeder an den betreffenden Stellen selbst überzeugen, daß Karl May ruhig, sachlich davon berichtet wie vom Besuch

⁸⁰ „Halbblut“, S. 364.

⁸¹ „Saten und Ischariot“, Bd. 1, S. 40.

⁸² Ebenda.

⁸³ „Durch die Wüste“, S. 96 ff.

⁸⁴ „Im Lande des Mahdi“, Bd. 1, S. 380 ff.

irgend eines völlig unverfänglichen Ortes, und wie er im zweiten Fall sogar seiner Lust zur Satire ein ganz kleines Festmahl herrichtet, indem er die Geschichte vom „Beierfelder Mäuschen“, an das ihn die Haremsschöne erinnert, erzählt. Im Gegenteil: Karl May hat in symbolistischer Form bekannt, daß er in seinen Schriften mit der Sinnlichkeit nichts zu tun haben will, daß sie nur „im Lager seiner Gegner“ sich findet. Die Sinnlichkeit **[87]** hat er verkörpert in der Gul-i-Schiraz in seinem Roman „Im Reiche des silbernen Löwen“.

So sieht Karl May die Frau niemals im Lichte des Schundromans, meist als Idealgestalt, rein, gläubig, menschlich, treu, milde, Hüterin des Herdes und der Sitte unter Halbwilden, Retterin des Bedrängten, Gattin, Mutter und Schwester in des Wortes bestem Sinne. Und diese Art entspricht auch einer Auffassung von der sittlichen Verantwortung des Schriftstellers, die Karl May nach eigenem Bekenntnis⁸⁵ in Jörgensens Parabel „Der Schatten“ fand und zur seinigen machte. Die betreffende Stelle lautet:

Sie wissen nicht, was Sie tun, wenn Sie hier sitzen und schreiben und Ihre Seele von der Macht des Weines und der Nacht anschwillt. Sie wissen nicht, wie viele Menschenschicksale Sie durch eine einzige Zeile auf dem weißen Papier umbilden, erschaffen, verändern. Sie wissen nicht, wie manches Menschenglück Sie töten, wie manches Todesurteil Sie unterschreiben, hier, in Ihrer stillen Einsamkeit, bei der friedlichen Lampe, zwischen den Blumengläsern und der Burgunderflasche. Bedenken Sie, daß wir andern das loben [leben], was Ihr Dichter schreibt. Wir sind, wie Ihr uns bildet. Die Jugend dieses Reiches wiederholt wie ein Schatten Eure Dichtung. Wir sind keusch, wenn Ihr es seid; wir sind unsittlich, wenn Ihr es wollt. Die jungen Männer glauben ja nach Eurem Glauben oder Eurer Verleugnung. Die jungen Mädchen sind züchtig oder leichtfertig, wie es die Weiber sind, die Ihr verherrlicht.

Diese Worte erschöpfen beredter als meine ganze Darlegung die Auffassung, die Karl May von seinem Berufe als Schriftsteller hatte, und zeigen tagklar den Weg, den der Mann solcher Ueberzeugung gehen **[88]** mußte in der Zeichnung seiner Frauengestalten, wenn anders er das war, was Karl May doch wahrhaftig zu sein anstrebt mit erkennbarer Inbrunst, ein Führer zur Edelmenschlichkeit. So soll denn diese Untersuchung nichts sein als ein ins einzelne gehender Beweis, daß Karl May auch wirklich den idealen Pfad gewandelt ist, den er zu gehen vorgab, ein Beweis für die Gegner und Zweifler, ein Gewährsmann und Zeuge für die Freunde und die Gemeinde Karl Mays, dem Toten aber ein kleines, winziges, ehrendes Denkmal.

⁸⁵ „Ich“, S. 478. [Lus¹⁹¹⁰, S. 232]

In den Ruinen von Baalbek und Palmyra

Reiseerinnerungen von Klara May

Welche Erinnerungen weckt der Name Baalbek in mir! Vor mehr als zwanzig Jahren stand ich mit Karl May auf dieser großartigsten Trümmerstätte der Erde.

Von Beirut in Syrien führte unser Weg zu Bahn bis Mu'allaka. Dort endete die Bahn und zu Roß ging es weiter in die rote, sonnendurchglühte, fruchtbare Ebene bis Baalbek. Schon lange vor dem Erreichen des Zieles grüßen sechs gewaltige Säulen, die wie riesige Ausrufungszeichen zum Himmel ragen, den Reisenden. Sie gehören zur Akropolis, einst der Stolz von Heliopolis, so hieß Baalbek, die Sonnenstadt. Das etwa 7½ Meter hohe Portal des Sonnentempels allein ist es wert, die Reise dorthin zu unternehmen, ist doch der Sonnentempel der schönste und besterhaltene Syriens. Genien steigen in Blumen und Rebengewinden hinauf. Ein Adler, das Symbol der Sonne, hält im Schnabel lange Bänder und Blumengirlanden, deren Enden wieder Genien halten. In den Klauen trägt er den schützenden Stab. Eine Doppelreihe von 8¼ Meter hohen Säulen zierte das Portal. Je 15 Säulen standen an der Längsseite.

[90] Mit welchen Mitteln und in welchen Dimensionen jene Bauten ausgeführt sind, läßt sich für uns vielleicht am besten dadurch veranschaulichen, daß wir dem alten Steinbruch in der Nähe von Baalbek einen Besuch abstatten. Dort liegt noch heute ein Stein, wie sie zu den Umfassungsmauern der alten Sonnenstadt verwendet wurden, nur an drei Seiten fertig, sauber bearbeitet. Der Stein hat eine Länge von 21,35 Metern, ist 4 Meter hoch und 4 Meter breit. Er hat einen Inhalt von 370 Kubikmetern und ein Gewicht von 30 000 Zentnern. Wir wissen nicht, wie wir heute solche Gewichte bewältigen sollen. Dieser eine Stein allein gibt einen Begriff von der entschundenen Größe und Pracht eines von sonnigster Schönheit durchstrahlten Sonnenheiligtums im Syrerland.

Karl May faßte die vor uns liegende Wirklichkeit schnell und bestimmt auf. Aber genaue und scharfe Beobachtung waren ihm nicht Selbst- und Endzweck. Das Vergängliche galt ihm nur als Gleichnis. Ich greife zu seinen Aufzeichnungen, die einiges von dem widerspiegeln, was ihn damals bewegte:

Montag, den 4. Juni 1899. [1900! GW82] 2. Pfingstfeiertag. Wir gingen zur Akropolis. Der jetzige Eingang ist ein tunnelartiger, breiter Gang, dessen Wände aus der phönikischen Zeit stammen; die Wölbung gehört, wie ich glaube, einer späteren Zeit an. Er ist nicht der einzige. Die Gänge sind durch Quergänge verbunden. Jetzt zeigt man zwei Haupteingänge und einen Quergang. Das ist nicht alles. Meine Beschreibung in Band 3 trifft das Richtige. Der Eingang mündet unweit vor den noch stehenden sechs Säulen.

„Harmonisch.“

Dieses Wort scheint mir unentbehrlich. Es ist das wichtigste für die Kunst. Ohne Harmonie ist wohl nichts wirklich **[91]** schön. Der Schöpfer gab uns das herrlichste Vorbild in seinem Schöpfungsplan, dessen Harmonie eine göttliche, dem Geschöpf also unerreichbare ist; dennoch soll es ihm nachstreben. Dieser Plan ist seit Ewigkeiten da, unvollkommen und doch schon vollendet in Einzelwesen und ihrer Harmonie zum unendlichen Ganzen. Und wenn er einst vollendet ist, ausgeführt, indem sich jede Dis- in Konsonanz aufgelöst hat, so wird dieses All doch nur sich offenbaren als ein einziger Stein eines noch größeren Tempelbaues, als ein einziger Stoffteil einer ungeahnten, neuen, größeren und herrlicheren Welt, nicht von einem anderen und höheren, sondern von demselben Gott geschaffen, erhalten und regiert; denn größer, erhabener und heiliger als Er ist keiner.

Wie dies All sich nach außen dehnt, erweitert und verherrlicht, so vertieft und vervollständigt sich auch das All im Innern des Menschen. Auch in ihm liegen trotz aller Gegensätze und Dissonanzen die Kraft und der Raum der Ausarbeitung und Ausdehnung zu einer großen, herrlichen Harmonie. Wir kennen nicht, was wir „Seele“ nennen, aber wir sollen und können uns innerlich so entwickeln und klären, wie Gott die Außenschöpfung sich entwickeln und klären läßt, dann werden wir besser in uns sehen als bisher.

Ich werde diese Ruinen nie vergessen. Derselbe Himmel stand über ihnen, als sie noch nicht Ruinen waren. Wo sind sie, die einst hier gläubig lehrten und gläubig beteten? Wo sind sie, die hier beides ohne Glauben taten? Erst ge- und dann entweicht.

Von Baalbek führte unser Weg über den Dahr el Kodîb im Libanon. Die uralten Götterhölzer, die Zedern, sollten besucht werden. 1925 Meter über dem Meere stehen sie und schauen wohl seit Jahrtausenden verwundert auf die Welt zu ihren Füßen hinab. In ihrem Schatten glaubt man ihren Erzählungen zu lauschen, von Freud und Leid, von großen und kleinen Menschenzeiten. Vom Dschebel el Arz, wie der Zedernberg heißt, ging es hinunter **[92]** nach Tarabulus und von da nach Beirut und dann nach Palmyra.

Heute wird eine Reise nach Palmyra nicht mehr so umständlich und anstrengend sein, wie vor 20 Jahren. Leicht war es nicht, hinzukommen, dafür aber sehr lohnend. Halbtot kamen wir an, und erst nach und nach

erwachte das Interesse wieder an dem Zauberreich Palmyra.

Aus Zenobias Zeiten stammt der Sonnentempel, dem Baal geweiht. Er nimmt ein Quadrat von 235 Metern ein. Schöne korinthische Halbsäulen zieren noch die 16 Meter hohe Umfassungsmauer, von der nur noch eine Seite gut erhalten ist. Innen lief eine Doppelsäulenreihe von je 60 Säulen an jeder Seite. Den Eingang zierte eine Kolonnade von 45 Säulen. In der Mitte dieses Hofes erhob sich auf einer erhöhten Terrasse das Heiligtum. Viele Säulen stehen noch, aber die Kapitäle, die jedenfalls aus Bronze waren, sind von ruchlosen Händen geraubt worden. Decken und Ornamente zeigen dieselbe feine Arbeit, wie am Sonnentempel in Baalbek, auch der Adler und die Genien kehren wieder. Jetzt hat sich in diesem Prachthof das elende Dorf Tudmur eingenistet. Ein schreiender Gegensatz zwischen einst und jetzt! Die Bewohner haben nur die Olivenbäume, die allerdings hier besonders große Früchte liefern, nämlich von der Größe unserer blauen Zwetschgen. Ferner gewinnen sie Salz, womit sie Handel treiben. Das ist ihr ganzer Besitz. Fleischnahrung gibt es wenig, und diese wird zum Teil in sehr eigenartiger Weise gewonnen. Das Bairamfest liefert diesen armen Wüstenkindern Fleisch in [93] größeren Mengen und zwar aus dem Gebiet der reichen Aenasasstämme, das nicht allzu fern ist. Zwei Tage vor dem großen Opferfest, dem Bairam, bringen diese ihre Totenopfer, wozu sie altersschwache oder kranke Kamele, zuweilen auch Ziegenböcke mit Körben, sogenannte Heben, ausrüsten. In die Körbe legen sie Brot und für männliche Tote drei Paar Sandalen, einen Schlauch mit Wasser und einen Knüttel; für Frauen ein Paar gelbe Kniestiefel und einen Verschönerungsapparat, „Kochel“ genannt. Diese so ausgerüsteten Tiere werden von den Aenesen am Morgen des Bairam in die Wüste geführt und, indem man den Namen des Verstorbenen laut ruft, freigelassen und fortgejagt. Hierauf warten die Bewohner Palmyras. Sie stürzen sich auf die Tiere und töten sie noch an Ort und Stelle, saugen ihnen das Mark aus den Knochen und ziehen dann mit ihrer Beute heim zum Sonnentempel.

Im Mohammedanismus besteht der Glaube, daß die Toten auf dem Rücken solcher Opfertiere über die Siratbrücke reiten können, die sie zum Himmel führt. Außer den Bairamopfertieren findet sich auch oft Gelegenheit zu einem Steinbockbraten. Diese Tiere sind der Wasserarmut wegen gezwungen, zum Quell „aïn el wuul“, der ihren Namen trägt, zu kommen. Dort lauert man ihnen auf, und das Schicksal erreicht die wuul. (Einzahl wal, Steinbock.)

Von den mehr als 1400 Säulen stehen noch 150 und zeugen von jener großartigen Anlage. 60 mächtige Totentürme ragen noch aus den Trümmern hervor, und in ihnen findet man Gebeine, [94] Mumienstücke, Zylinder und geschnittene Steine aller Art, auch ein nahes Sandfeld birgt Mengen solcher Schätze und Münzen aus vergangener Zeit. Die Kinder der heutigen Bewohner bieten dem Reisenden mancherlei an. Man kann es ruhig eintauschen, denn bis dahin sind die famosen Nachahmungen Aegyptens noch nicht gekommen.

An die Säulenkolonnaden schließen sich herrliche Palastruinen an, und Spuren der alten Wasserleitung sind sichtbar, die einst um Palmyra einen weiten Palmengürtel schuf.

Unser Aufenthalt in der kleinen, unsauberen Herberge war nichts weniger als angenehm. Wir hatten gesehen, wie lebend gerupfte Hühner von einer höchst unsauberen, Wasserpfeife rauchenden Frau mit schmutzigen Fingern zubereitet wurden. Die ölige Beduinenbutter von unbestimmter graubrauner Farbe wurde sowieso schon von uns gemieden. Aber das gewaltige Naturbild und die ergreifenden Trümmerfelder wirkten dennoch mächtig auf uns ein. Mays unerschöpfliche Phantasie belebte sie. Erbauer, Pilger und Zerstörer zogen an unseren Augen vorüber, und an all das knüpfte Karl May seine Betrachtungen. Ich gebe aus seinen Aufzeichnungen noch das Folgende wieder:

Im Paradies gab es keine Gewalt noch Macht als die Liebe von Gott und zu Gott; Gottes Liebe gab das Paradies, aber die Gegenliebe der Menschen wendete sich bald von Gott ab und dem Paradiese zu; sie setzte dieses höher als den Schöpfer. Da ward der Undankbare aus dem Paradies verbannt, um sich nach ihm und Gott zurückzusehnen und in dieser Sehnsucht die Liebe zu Gott zurückzufinden. Seine letzte Erinnerung an Gott war die der [95] strafenden Allmacht und Gerechtigkeit. Die Erinnerung an die Liebe war ihm verloren gegangen; dies übertrug sich auf die Verhältnisse seines jetzigen Aufenthaltes. Er trachtete nur nach Macht und sah nur in ihrem Besitze sein eigenes Glück. (Die Religion der Liebe hat das nur wenig geändert, denn jeder strebt auch heute noch nach Macht – durch Geburt, Rang, Besitz, Kenntnisse usw.) Die Macht, die sich ihm zunächst bot, war nur eine weltliche, die Herrschaft über Leben, Arbeitskraft, Hab und Gut. Aber er mußte bald ein höheres Walten anerkennen, dessen Gunst er zu erreichen trachtete. Er stellte sich äußerlich diesem Walten untertan, trachtete aber im geheimen als sein Diener, es zur Erlangung noch größerer als weltlicher Macht zu verwenden. Es entwickelte sich das Streben nach geistiger Gewalt. Diese beiden Bestrebungen nach weltlicher und geistiger Macht kämpften oft gegeneinander, gingen ebenso oft auch Hand in Hand, in beiden Fällen war weltliche und geistige Unterdrückung die Folge.

Der Hochmut, den die Macht erzeugt, trachtet nach falscher Verewigung; er setzte sich Zeichen und Denkmäler. Es entstanden jene Bauten, die der Nachwelt einen Begriff jener Macht zu geben hatten. Aber das Streben nach dieser Macht ist ebenso irdisch, wie sie selbst es ist. Die Machthaber starben, die herrschenden Familien, Sippen, Völker verschwanden; ihre Bauten fielen in Trümmer. Aber selbst in diesen Trümmern blieb Jahrtausende lang das Eine, Ewige erhalten; der Himmelschein des göttlichen Waltens, dessen Zerrbild das menschliche Streben gewesen war und heute noch ist, die Rückahnung zum Paradies, welche die Seele jener Bauten gewesen war. Und nach dieser Seele suche ich, um von ihr zu lernen, mit ihr zurückzukehren zum Anfang und einzusehen, daß die Nichtigkeit des Menschen und all seiner Werke nur mit der Erkenntnis aufhört, daß der Mensch auf die Erde kam, um sie nach dem Bilde dessen, was er jenseits sah, zum Paradies zu gestalten; dazu gehört vor allen Dingen, daß er der persönlichen Macht für persönliche Zwecke entsagt und einzig und allein bestrebt ist, das Glück und Heil der Allgemeinheit zu erwirken. Hat er dies erreicht oder wenigstens ehrlich und mit allen Kräften [96] erstrebt, so wird ihm die Erlaubnis werden, aus dem von ihm geschaffenen oder erstrebten Abbild des Paradieses zurückzukehren. Das ist die soziale Aufgabe der Völker, der Gemeinden, der Familie und auch jedes einzelnen Menschen, also ein allgemeines Auf- und Untergehen im Streben nach dem Glück der Gesamtheit, dem Gesamtglück aller Menschen. Wer nicht daran teilnimmt, ist nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich.

Erst wenn dieses Glück erreicht ist, dieses Glück von Edenhall, ist der Mensch geeignet, mit den Boten zu verkehren, die vom Himmel steigen, um den aus dem Paradies Verbannten wieder in dasselbe zurückzuführen.

Selbstverständlich braucht der einzelne Mensch nicht zu warten, bis die Menschheit dieses Ziel erreicht hat, da er es während seines Lebens schon für sich und die Seinen erreichen kann. – –

Trümmer haben nur dann ein Recht auf Erhaltung, wenn sie der Menschheit als Anschauungsunterricht, also zu Bildungszwecken dienen. Als Fingerzeige, wo geistige Schätze zu heben sind, sind sie nicht mehr Trümmer, sondern Gottes Mahnungen, die wir nicht beseitigen, sondern erhalten müssen, um mit Fleiß auf sie zu achten. Sie lehren, während unseres Lebens so zu handeln und zu arbeiten, daß wir nicht auch nur Trümmer hinterlassen, sondern für die Ewigkeit zu schaffen. Der Bau eines Siegesbogens wird einst zerfallen, die Stockwerke eines Kranken-, Witwen- oder Waisenhauses ragen in den Himmel hinein“! [vergl. GW82, S.196+197]

Wie ich die „Geographischen Predigten“ auffand

Von Dr. E. A. Schmid

Leiter des Karl-May-Verlags

In seiner Selbstbiographie „Mein Leben und Streben“⁸⁶ sprach Karl May mehrfach mit einer gewissen Betonung von einem Buch „Geographische Predigten“, das er zu Beginn seiner literarischen Laufbahn, noch vor seiner allerersten „Reiseerzählung“, geschrieben und womit er gleichsam ein Programm für seine schriftstellerische Tätigkeit gegeben habe.

Ostern 1916 gelang es mir, dieses verschollene Erstlingswerk zunächst in einer Sonderausgabe zu veröffentlichen, der dann bald die Aufnahme in Band „Ich“ folgte. Fritz Prüfer hat im vierten Karl-May-Jahrbuch auf die programmatische Bedeutung der „Geographischen Predigten“ hingewiesen und dabei auf S. 97/98 seines Aufsatzes mein damaliges Vorwort zur Sonderausgabe wiedergegeben, aus dem man ersieht, daß die Auffindung des Werkes mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Heute will ich schildern, auf welcher seltsamen Weise mir diese gelang.

[98] Die ersten Anhaltspunkte für meine Nachforschungen boten mir jene Stellen der Selbstbiographie, die man auf S. 451 – 454 des Bandes „Ich“ findet. Ich ermittelte allmählich aus kleinen zusammenhanglosen Bruchstücken, daß die „Geographischen Predigten“ in der dort genannten Zeitschrift „Schacht und Hütte“ erschienen waren, was May nicht ausdrücklich erwähnt. So wandte ich mich denn zunächst an die Firma Münchmeyer, mit der wir inzwischen laut Bd. „Ich“ S. 534 f. Frieden geschlossen hatten, erhielt aber den Bescheid, daß der Inhaber selbst schon jahrelang vergeblich nach der Zeitschrift „Schacht und Hütte“ geforscht hätte. Ich richtete dann briefliche Anfragen an die von May genannten Firmen Hartmann, Krupp und Borsig, ob nicht vielleicht in einer Zechenbücherei oder dergleichen noch ein Stück der Zeitschrift aufzufinden sei: – vergeblich. Auch Antiquariatsanzeigen hatten keinen Erfolg. Um keinen Weg unbeschritten zu lassen, der vielleicht noch eine letzte Hoffnung des Erfolgs barg, ersuchte ich nun im Frühjahr 1916 den damaligen Leiter der Firma Münchmeyer, Julius Haller, mir die persönliche Durchsicht seines Archivs zu gestatten: vielleicht könnte ich dabei doch noch in einer verstaubten Ecke ein Belegstück entdecken. Eines Vormittags trollte ich bei Münchmeyer an, und nachdem ich 4 Stunden lang unter steter Aufwirbelung von Staubwolken alle dort befindlichen uralten Zeitschriften usw. einzeln durchsucht hatte, kehrte ich ins Privatkontor zurück und meldete traurig, daß ich nun auch die letzte Hoffnung begraben müsse.

Schon wollte ich gehen, da rief mich der Verlagsdirektor **[99]** nochmals zurück und sagte, er wolle mir noch ein altes Manuskript Robert Krafts zeigen, für das ich, weil auch mit diesem Schriftsteller nahe befreundet, vielleicht Interesse hätte.

„Ja, wo haben wir jetzt diese Handschrift verwahrt?“ fragte er einen seiner Mitarbeiter unschlüssig. Krafts Manuskript fand sich im unteren Teil eines eisernen Kassenschanks, und als man es hervorzog, hatte es sich an der Hinterwand dieses Eisenschanks festgeklemmt. Die bräunlich aussehende, im Dunkeln liegende Hinterwand klappte dabei nach vorn, und es zeigte sich, daß es sich gar nicht um die Wand selbst, sondern um eine in braunes Papier eingeschlagene Zeitschrift handelte. Wir öffneten das Werk neugierig und zur allseitigen Ueberraschung erkannten wir, daß es ein Exemplar des so sehnlich gesuchten Werkes „Schacht und Hütte“ war. Anscheinend hatte es schon jahre- oder jahrzehntelang im Hintergrund des Schrankes aufwärts gestanden und war in der steten Dämmerung als dessen Hinterwand angesehen worden.

Ich erwarb das mir so wichtige Belegstück sofort käuflich und verabschiedete mich unter Dankesworten, worauf ich nach Radebeul zurückfuhr. Dort nahmen mich zunächst die Verlagsarbeiten in Anspruch, und in später Nachtstunde begann ich die „Geographischen Predigten“ zu lesen. Ich habe eine Vorliebe für dieses Werk Mays, wobei allerdings die vergebliche jahrelange Suche und die schließliche eigenartige Entdeckung eine Rolle spielen mögen. Hatte ich ja nun den Beweis in Händen für Karl Mays umstrittene Behauptung, er habe in seinen (verschollenen) Geographischen **[100]** Predigten schon zu Beginn seiner literarischen Laufbahn sein religiöses Bekenntnis und gleichsam das Programm für seine späteren Schriften niedergelegt!

So stand ich in jener Nacht, als ich das Werk erstmals las, ganz unter dem Bann Karl Mays und seiner

⁸⁶ Mittlerweile aufgenommen in Bd. 34, „Ich“.

Denkweise. Ich bin nicht so innig und sinnig veranlagt, wie der tote Dichter es war, und verfüge über Härten und Schroffheiten, die seinem Wesen fremd waren: in jener Nacht aber lebte ich mich tief in seine Weltanschauung ein. Es war eine drückende Schwüle, und ich hatte das Fenster offen. Es mochte nachts 2 Uhr sein, als ich mich gerade mit Kapitel 5 „Mensch und Tier“ (Bd. „Ich“, S. 74 f.) beschäftigte, da flog surrend ein wunderschöner großer Schmetterling herein und umschwirrte die Lampe. Die Schwäche meines Augenlichts hat mich im Leben nie viel auf dergleichen unbedeutende Lebewesen achten lassen, und zu anderer Zeit hätte ich den Falter achtlos mit den Fingern zerknickt. Karl Mays Lehren aber wirkten in diesem Augenblick mit besonderer Macht auf mich ein, und so nahm ich den Schmetterling vorsichtig, behutsam bemüht, ihm den Flügelstaub nicht zu zerstören, bewunderte ihn und ließ ihn dann wieder frei in die Nacht hinaus

Karl Mays Gottesglaube

I.

Von Dr. Hans Walter Schmidt

©

II.

Von Otto Eicke

Wehe dem Dichter, der in die Hände eines „Schulmeisters“ fällt! Der Himmel sei seiner armen Seele gnädig! Wobei ausdrücklich zu vermerken ist, daß hier kein absprechendes Urteil über einen Stand gefällt werden soll, der durchaus tüchtige, einsichtige, kunstverstehende Männer in seinen Reihen hat. Vielmehr ist das Wort Schulmeister so zu verstehen, daß es eine Gattung von Menschen bezeichnen soll, die – mitunter gehören sie sogar dem Lehrerberuf gar nicht an – den Duft einer Blume tadeln, wenn am **[109]** Stämmchen des Stockes nicht die Klassifizierung nach Linné angegeben ist, die nur die geraden Straßen lieben, auch wenn sie zu keiner schönen Aussicht führen, die ... ach wozu nach Worten suchen? [Otto Erich] Hartleben hat diese engen, braven, biedereren Seelen einmal so köstlich gezeichnet mit dem Zusatz:

„O, die sind klug, die bringen's weit im Leben.

Ich kann nicht sagen, wie mir davor graut.“ [Meine Verse 1883-1904, „Die jubelnd nie den überschäumten Becher“]

Wollen ihnen gar keine Böswilligkeit zuschieben. Sie können nicht aus ihrer Haut und sind zu bedauern, weil ihre „Kunstscheuklappen“ ihnen die freie Aussicht auf schönstes Land verwehren. Aber wehe dem Dichter, der einem solchen Schulmeister in die Hände fällt. Dem Dichter fährt die Galle ins Blut wie dem ganz ungalligen Detlev von Liliencron, wenn er im Epos „Poggfred“ von den leidigen „Bakelschwingern am Gymnasium“ zu sprechen sich genötigt sieht.

Dies die Einleitung zu einem Aufsatz, der von Karl Mays Gottesglauben handeln soll. Etwas seltsam scheinbar, aber nur scheinbar. Auch Karl May, der vielangefeiendete, ist einem Schulmeister Anlaß geworden, alte Hetze wieder aufzunehmen. Zur Charakterisierung des Kritikers, der besonders das Christentum Karl Mays angreift, sei gesagt, daß er Liliencrons Kriegsnovellen der Jugend „zunächst in Auswahl“ empfiehlt. „Zunächst in Auswahl!“ Warum nicht „*in usum delphini*“ überarbeitet von Studienrat Prof. Dr. Soundso? Das wäre noch besser. Seliger Detlev! Ich habe dich persönlich gekannt, wenigstens aus brieflichem Verkehr. Damals war ich jung, las auch deine Kriegsnovellen und schrieb selbst schon **[110]** und du warst meiner Jugend Führer und Berater. Könntest du diese Bemerkung über die Brauchbarkeit deiner Kriegsnovellen als Jugendlektüre lesen, du würdest lachen, lachen, lachen oder – dem Herrn Kritiker ein paar Worte sagen, ähnlich der Stelle im „Poggfred“, auf die oben angespielt ist.

Ferner bemerkt der Kritiker zu R. H.[Rudolf Hans] Bartschs ewig schönem hohen Lied von der Steiermark „Das deutsche Leid“: Wir tragen Bedenken, das Buch „wegen seiner hie und da bemerkbaren Erotik in die Hände der Siebzehn- und Achtzehnjährigen zu geben, wenngleich wir auf dem Standpunkt stehen, daß man Erwachsenen gegenüber in diesen Dingen nicht so zimperlich sein

s o II. "Kommentar überflüssig! Ich habe eine junge Frau, jung und edel und keusch. Der las ich einmal „Das deutsche Leid“ vor. Sie hat über diese Kritik große Augen gemacht und dann herzlich gelacht.

Soviel vorläufig zur Charakteristik des Geistes, aus der die Broschüre von Prof. [Georg] Dost entstand: „Was und wie soll unsere Jugend lesen?“ Und nun ein Wort dazu, was Dost darin über Karl Mays Christentum sagt, und ein Wort von Karl Mays Gottesglauben überhaupt, und zwar in Ergänzung des voranstehenden Artikels, der dieses Thema vom Standpunkt des Katholiken behandelt, aus dem Munde eines liberal denkenden Protestanten.

Es wird nicht anders gehen, als daß wir immer wieder auf Dosts Schrift zurückkommen. Er sagt darin: „Indessen scheint uns seine (Karl Mays) Hauptschwäche mehr das zu sein, was ihm und seinen Anhängern gerade die Hauptsache ist und wogegen [111] wir uns mit allem Nachdruck wenden: das ist seine in katholisch- und protestantisch-konfessionellen Kreisen überschwänglich gepriesene christliche „Weltanschauung“. [1] Gegen diese Behauptung legen die Aufsätze der Karl-May-Jahrbücher und manch anderer Artikel, der für Karl May erschienen ist, redlich Zeugnis ab. Die Hauptsache ist uns Verehrern Karl Mays durchaus nicht diese „Weltanschauung“, worunter Dost Karl Mays „oberflächliches Christentum“ verstanden wissen will. Es ist uns lieb und wert an Karl May, daß er in der Zeit des krassesten Realismus und Materialismus mit der Kraft des naiven Gemüts seine jugendlichen Leser in eine Welt führt, die noch nicht entgöttert ist, sondern in der das Walten eines gerechten, persönlichen Gottes spürbar ist, zu dem der Gläubige im ernstesten Gebet ein Verhältnis zu gewinnen vermag. Aber nicht deswegen hauptsächlich legen wir getrost Mays Schriften in die Hände der Jugend (von der übrigens auch wir hoffen und fordern, daß sie eine Aussaat sein soll zur Erneuerung gesunden deutschen Volkstums), sondern deswegen: weil Karl May, wie selten ein anderer Schriftsteller, der drängenden Phantasie der Jugend Rechnung trägt, ohne sie auf Abwege zu leiten, weil kein jugendliches Gemüt durch die Lektüre Karl Mays verdorben werden kann, was man sonst gewöhnlich nur den Autoren nachrühmen darf, deren Schriften die Jungen als langweilig halbgelesen oder gar ungelesen wieder aus der Hand legen.

Und wie sieht es nun mit Karl Mays „oberflächlichem Christentum“ aus? Das Attribut, das Karl Mays Weltanschauung, wie er sie in seinen Werken [112] immer und immer wieder dokumentiert, hier von einem neu auftauchenden Gegner erhält, verblüfft zunächst. Die May-Gegner triumphieren. Ihnen ist es sicherlich schon lange ein Dorn im Auge, daß Karl May nicht den krassesten Atheismus gepredigt hat. O hätte er doch! Wie hätten sie, überströmend von sittlicher Entrüstung, den Stab über diesen Verführer der Jugend gebrochen! Nichts wären dagegen die Anklagen gewesen, die einst die biedereren Athener Spießbürger und Geschäftemacher wider Sokrates erhoben. Aber das ging nicht. Karl May bekannte sich „leider“ unentwegt zum dogmatisch reinen Christentum. Jetzt endlich scheint der große Wurf gelungen. Man hat dieses Christentum als oberflächlich gebrandmarkt. Die Dinge erscheinen da, so sagt Dost, „in christlicher Verzuckerung“. Es ist ein Christentum, „in dem von jenem Grundsatz der Belohnung guter und der Bestrafung böser Taten im reichsten Maße Gebrauch gemacht wird“. Es wird „dem jugendlichen Leser eine Harmonie der sittlichen Weltordnung vorgetäuscht, die weit entfernt ist von den herb gesunden Verschlingungen der Geschehnisse“. Das soll oberflächliches Christentum sein? Deswegen sollen Karl Mays Schriften ungeeignet sein für die Jugend? Nein, Herr Professor, solche Art, die Dinge zu sehen, ist naiv, aber nicht oberflächlich. Vor allem aber ist sie moralisch. Und daraus, daß einer moralisch denkt, ist noch keinem ein Vorwurf gemacht worden. Das blieb Karl May vorbehalten, der seine ungewöhnlichen Erfolge (Dost bekennt selbst, „daß dieser Mann eine Macht bedeutet“) damit bezahlen muß, [113] daß er eine Sturmflut gehässigster Feindseligkeit gegen sich entfesselt hat.

Karl Mays Christentum ist allerdings naiv wie seine ganze Art zu schreiben, naiv wie sein Humor und all seine Wesensart, die sich in seinen Werken kundtut. Old Wabble, der Gottesleugner und Spötter, dem immer noch eine Gnadenfrist gelassen wird, sich zu besinnen und seinen Irrtum einzusehen und zu bekennen, findet ein furchtbares, qualvolles Ende. Das soll sagen: Gott ist gerecht und läßt sich nicht spotten. Und doch klingt auch dieses Drama versöhnend aus. Der alte Sünder stirbt mit der seligen Gewißheit im Herzen, daß dem Reuigen verziehen wird. Das soll sagen: Gott ist die Liebe. Diesen Dualismus in der Art, Gott in seinen Offenbarungen zu erkennen, finden wir konsequent herausgearbeitet in sämtlichen Werken Karl Mays. In doppelter Form manifestiert sich der Allmächtige, so wie ihn auch Luther in seinen Katechismuserklärungen sieht, einmal als der Jehova des Alten Testaments, streng, gerecht und furchtbar in seinem Zorn, dann als die personifizierte Liebe, die als Jesus von Nazareth über die Erde ging,

Wunden heilend, Leidende tröstend, Gefallene aufrichtend, als die Liebe, die selbst im Martertode noch lehrt durch das Wort wie durch das eigene Beispiel: Liebet eure Feinde! Und der Dichter, der, von innerer Ueberzeugung gedrängt, sich so bemüht, das Walten des Allmächtigen auch im kleinen Geschehen des Menschenlebens nachzuweisen, soll ein oberflächliches Christentum vertreten? Wer nicht zu glauben vermag, daß jede gute Tat sich lohnt und jede böse Tat sich straft, weil Gott gerecht **[114]** ist und weil ohne seinen Willen kein Sperling vom Dache fällt, der ist kein Christ mehr. Das ist dann seine Sache, einen Vorwurf wird ihm niemand daraus machen können. Aber er darf nicht auf den naiven Charakter, der solches glaubt und bekennt, einen Stein werfen und sagen: „Dein Christentum ist Oberfläche“. Aber das ist es ja, was Dost nur nicht offen bekennt und was er doch gemein hat mit den anderen Gegnern Karl Mays: sie glauben nicht an Karl Mays ehrliche Ueberzeugung. An anderer Stelle sagt Dost: „Was aber jene Schriften ([Karl] May, [Paul Oskar] Höcker, [Karl] Tanera, [Maximilian] Schmidt, [Karl Gustav] Nieritz, [Franz] Hoffmann) kennzeichnet, das ist die große Mache, mit der sie Zwecke verfolgen, die nicht von innen herausgewachsen sind und die somit alle künstlerische Einheit und Geschlossenheit zerreißen.“ Das ist der alte Vorwurf: grobe Mache! Nur läßt er sich heute leichter widerlegen als vor zehn Jahren. Karl Mays christliches Bekenntnis und die sichtbaren Aeußerungen göttlichen Waltens, die seine Erzählungen aufzeigen wollen, sind keine Mache, sondern der Ausfluß einer in schweren Kämpfen bitter errungenen Ueberzeugung, die des einstigen Sträflings seligste Gewißheit war. Wer sich nur ein wenig auf die Regungen der menschlichen Seele – allerdings nicht der Philisterseele – versteht, müßte schon an sich begreifen, wie ernst es Karl May mit seinem Christentum gewesen sein muß. Karl May hat sich in seiner Jugend tief in Schuld und Fehle verstrickt. Das aber war nicht die furchtbarste Strafe, die ihn traf, daß man ihn darum ins Gefängnis sperrte. Weit mehr litt er unter der nie ruhenden Stimme des Gewissens, das **[115]** ihn anklagte. Er war Orest, den die Erynien verfolgten. Seine Seelenqualen spiegeln sich in den Gewissensnöten und Worten mancher seiner Romangestalten. Man sehe Kleih-petra an, den einstigen Revolutionär, den Lehrer der Mescalero-Apatschen am Rio Pecos, oder den Viejo Desierto („In den Kordillern“), der glaubte, einen Totschlag auf dem Gewissen zu haben. Hier zeichnet Karl May sich selbst. Und zeichnet sich – das ist das Wesentliche – so, daß er erst scheu und zag, dann immer befreiter glaubt: es gibt eine Verzeihung für den, der seine Sünde erkennt, bekennt und bereut! Das ist reines, dogmatisches Christentum, das ist ehrliche Ueberzeugung, das ist gläubig-stammelnde Seligkeit, die sieht, daß der liebe Vater im Himmel nicht so selbstgerecht-unbarmherzig ist wie die Menschen, die einen Toten im Grabe noch einen Verbrecher schelten können, gleichviel ob er durch ein Menschenleben voll Reue und Arbeit und tätigem Streben zu sühnen sich bemühte mit der triebhaften Sehnsucht jeder Menschenseele zu Licht und Reinheit, sondern daß dieser Vater im Himmel, wie sein Sohn es im Gleichnis verheißen hat, den verlorenen Sohn bei sich wieder aufnimmt, weil im Himmel mehr Freude ist über einen reuigen Sünder als über tausend Gerechte.

Das ist Karl Mays oberflächliches Christentum, das ihn ungeeignet macht für die Jugend, soweit es naiv ist. Nun die moralische Seite.

Karl May glaubt, daß jede Tat ihren Lohn in sich trägt. Die Beispiele ließen sich häufen aus seinen Werken, wo der Gute belohnt, der Böse bestraft **[116]** wird. Daraus ist ihm nach allem, was oben gesagt ist, kein Vorwurf zu machen. Am allerwenigsten kann er die Jugend damit verderben. Wenn heute unser Religionsunterricht liberaler gestaltet, wenn er wohl gar nach französischem Muster durch einen Moralunterricht ersetzt werden soll, was wird man die Jugend in der Quintessenz weiter lehren können als das: es ist ein Etwas in dir (Sokrates nennt es das δαιμόνιον [daimonion]), das sagt dir besser als alle Satzungen der Menschen, was gut und was böse ist. Folge der Stimme in deiner Brust! Achte, daß du jedem klar ins Auge sehen kannst mit gutem Gewissen! Handle moralisch! Denn – und nun kommt der springende Punkt – die gute Tat belohnt sich selbst, wie sich die böse Tat selbst bestraft. Man muß den Menschen, der Masse wie der Jugend, es begründen, warum sie sittlich handeln soll. Sonst finden sie es vielleicht im Augenblick vorteilhafter oder amüsanter oder bequemer, unmoralisch zu handeln. Die Begründung mag ausfallen, wie sie will. Der Christ sagt: weil ein gerechter Gott mit Lohn und Strafe aufwartet. Der Anhänger Buddhas sagt: weil du dich im eigenen Interesse mit Unrecht nicht beflecken darfst, um dich nicht zurückzubringen auf der Stufenleiter deiner Läuterung. Der atheistische Moralist sagt: weil dein Gewissen dich genau warnt, um dich vor Schaden zu bewahren. Es ist hier wie da und dort das Gleiche: der Glaube an die immanente Gerechtigkeit, die den Dingen innewohnt. Unbewiesene, unbeweisbare Binsenwahrheit ist

es. Wenn Karl May das aber im Verlauf der Handlung seiner Romane etwas derb sinnfällig – das sei zugestanden – zum Ausdruck **[117]** bringt, so ist es christliche Verzuckerung, unwahre Harmonie der Geschehnisse, oberflächliches Christentum. Mein lieber Herr Professor, wollen uns lieber gemeinsam bemühen, die Jugend von schlimmer Lektüre fernzuhalten, als daß wir uns um Karl May streiten. Ich habe noch keinen Jungen gesehen – und Sie auch nicht – der durch die Lektüre Karl Mays Schaden genommen hätte an seiner Seele. Aber etwas anderes habe ich gesehen: reife Männer, die in Stunden der Entspannung gern nach Karl Mays Schriften griffen.

Soviel zu Karl Mays Christentum, das wir – ich meine die May-Verehrer – hoffentlich schon längst vor dem Vorwurf der Oberflächlichkeit gerettet haben. Nun aber – leider, leider – noch ein Wort zu der Abwehr der Dostschen Schrift. Sie wurde mir bekannt aus einer lobenden Besprechung, die Paul Schumann – der alte, erbitterte May-Gegner – im „Dresdner Anzeiger“ veröffentlichte. Schumann bediente sich dabei nur sehr zahmer Worte gegen Karl May. Er sprach nicht wie Dost vom „literarischen Hochstapler und Verbrecher“. Nun findet sich aber auf Seite 45 der Dostschen Schrift – die übrigens, das sei nicht vergessen zu sagen – da und dort auch recht vernünftige Anschauungen vertritt (so S. 40), folgende Stelle: „... und eine Sammlung (nämlich von Gedichten) wie die von Avenarius sollte auch unserer reifen Jugend ein Hausbuch werden.“ Der Name Avenarius, gepriesen, gelobt in dieser Broschüre! Dazu Schumanns Kritik. Dost ist Professor an einem Dresdner Gymnasium. Und Dresden liegt so nahe bei Blasewitz, ein Katzensprung, ein **[118]** Nachmittagsspaziergang am Ufer der Elbe entlang. Ein peinlicher Verdacht steigt auf, die Herren sind aber nach manchem Vorangegangenen selbst schuld daran. Sollte „Der Helfer von Blasewitz“ einen neuen Kämpen ins Treffen schicken wollen, nachdem er das eigene Feldzeichen aus der Schlachtreihe zurückgezogen hat? Dann ist Prof. Schumann unvorsichtig gewesen. Möglich, daß ich mich irre. Hoffentlich!

Und das steht auch über diesem Angriff fest: Karl Mays reines, ehrliches, überzeugendes Christentum.

[(118)]

III.

Von Alfred Biedermann

©

94
95
96
97
98
99
100
101
102
103
104
105
106
107
108
109
110
111
112
113
114

[[134]]

Das Land des Propheten

Von Fr. Willy Ferk

©

115

116

117

Karl May ist gereist!
Von Ingenieur Gustav Urban¹¹⁸

©

¹¹⁸ Die Mitteilungen des Ingenieurs Gustav Urban (Wien) erscheinen uns wichtig genug, sie der May-Forschung zuzuführen. Ein hoher Grad an Wahrscheinlichkeit kommt besonders den Ausführungen des ersten Teiles zu, die uns der Verfasser durch Vorlage eines Reiseberichts seines Vaters Karl Urban aus den Jahren 1863 – 1865 belegte. Die Ueberlegungen des zweiten Teiles sind nicht von der Hand zu weisen, zumal sie durch das Sumatra-Bild gestützt werden. Wir schließen uns Urbans Bitte an, uns alle Angaben über Zusammentreffen mit May im Ausland zugänglich zu machen. Man vergleiche Band „Ich“, Karl-May-Jahrbuch 1920 und „Eine Lanze für Karl May“!
Die Herausgeber.

119
120
121
122
123
124
125

[[162]]

Unter Aegyptens Sonne

Von Universitätsprofessor Dr. Konrad Guenther

©

[(180)]

Theorie und Praxis in Karl Mays Schaffen¹²⁶

Von Franz Cornaro

©

¹²⁶ Schon im August 1919 eingesandt.

Die Herausgeber.

127

128

129

130

131

132

133

134

135

136

137

138

139

140

141

142

143

144

145

146

147

148

149

150

151

[(197)]

Kara Ben Nemsis auf den Spuren Layards

Ein Blick in die Werkstatt eines Schriftstellers

Von Franz Kandolf

Zu den spannendsten und in ethnographischer wie kulturgeschichtlicher Hinsicht interessantesten Romanen Karl Mays gehören unbestreitbar die ersten beiden Bände der „Gesammelten Werke“, die den Leser nach Mesopotamien und in die kurdischen Berge führen. Die Schilderung der dortigen Zustände wirkt so ursprünglich und unmittelbar, daß der Leser sich kaum von der Illusion frei machen kann, daß all die mannigfaltigen Erlebnisse auf Selbstgeschautem und Selbsterlebtem beruhen. Und doch sind sie alle freie Dichtung und Erfindung. May ist wahrscheinlich erst im Jahr 1899 in jene Gegenden gekommen und auch da hat er die kurdischen Berge nur von weitem gesehen.

Woraus hat nun der Dichter die Fülle sprachlichen, geographischen und völkerkundlichen Materials geschöpft? Seine Bibliothek, die nicht weniger als 20 Werke über jene Gegenden enthält, könnte darüber Aufschluß geben. Unter diesen Reisewerken befindet sich beispielsweise eines, das May für die **[198]** zweite Hälfte des ersten Bandes und für den ganzen zweiten Band besonders zur Vorlage diente.

In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts weilte ein englischer Reisender, Austen Henry Layard (sprich: Leard), mehrere Jahre hindurch in jenen Gegenden. Der Zweck dieses Aufenthaltes war ein archäologischer: Layard leitete die Ausgrabungen in den Ruinenstätten von Ninive und Babylon. Dabei machte er weite Ausflüge ins Innere des Landes zu den Araber- und Kurdenstämmen. Die ersten Ergebnisse dieser Reisen und Ausgrabungen veröffentlichte er in dem Aufsehen erregenden zweibändigen Werk: „*Niniveh and its remains*“, London 1849, das in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte. Eine deutsche Uebersetzung besorgte Dr. [Nicolaus N. W.] Meißner unter dem Titel: „Ninive und seine Ueberreste, nebst einem Berichte über einen Besuch bei den chaldäischen Christen in Kurdistan und den Jezidi oder Teufelsanbetern“, Leipzig 1850. Diese Uebersetzung ist es nun, die May vor allem als Quelle für „Durch die Wüste“ und „Durchs wilde Kurdistan“ diente. Und es mag nicht uninteressant erscheinen, die Zusammenhänge zwischen dem Werk Layards und Mays Schöpfung aufzudecken. Wir werden sehen, daß May jenes Werk nicht nur als Quelle für ethnographische und geographische Schilderungen benützte, sondern daß er auch aus ihm Motive und Anregungen für seine abenteuerreiche Handlung schöpfte.

Sind die Personen und Ereignisse, von denen wir in Band I und II lesen, Wahrheit oder Dichtung? – Layards Reise fällt in das Jahr 1846, während man sich die Erlebnisse Kara Ben Nemsis in Mesopotamien **[199]** und Kurdistan aus verschiedenen Gründen, deren Aufzählung im nächsten Jahrbuch erfolgen wird, im Jahr 1871 zu denken hat. Man kann also, da May ja diese Erzählungen nicht auf Grund eigener Anschauung, sondern eines eingehenden Quellenstudiums geschrieben hat, bei der Beantwortung obiger Frage in der Hauptsache nicht von absoluter, sondern nur von relativer Wahrheit sprechen. Erstere Bezeichnung verdienen vor allem die in den Text und in den Dialog sehr geschickt eingeflochtenen Bemerkungen geographischer, geschichtlicher und ethnographischer Natur. Wahr ist die Schilderung der religiösen Zustände bei den Teufelsanbetern und den chaldäischen Christen, die zu studieren Layard auf seinen Ausflügen reichlich Gelegenheit hatte, und deren Beschreibung von May, manchmal sogar wörtlich, in seine Erzählung herübergenommen wurde. – Wahr ist die Erzählung des Bei der Dschesidi (siehe Ges. Werke I, 555, 556) von ihrer Verfolgung und Vernichtung im Sindschar, die tatsächlich der damalige Gouverneur von Mossul, Mohammed Pascha, auf dem Gewissen hat. – Wahr ist das grauenhafte Blutbad, das Beder Kahn Bei, Abd el Summit Bei und Nur Ullah Bei unter den Nestorianern anrichteten (II, 157 u. a.). Es hat sich tatsächlich, genau so wie May schildert, im Jahr 1843 ereignet. – Wahr ist die Geschichte von Scheik Sofuks Verrat, mit deren Kenntnis Kara Ben Nemsis den anfangs ungastlichen Mohammed Emin verblüffte (I, 342). May hat die Episode, die sich 1847 abspielte, wörtlich Layards Werk entnommen. – Wahr sind namentlich die topographischen Angaben **[200]** Mays. Layard hat seinem Buch eine sehr genaue Karte beigegeben, die May ausgiebig benützte. Wenn sie auch auf Grund der damaligen geographischen Kenntnisse angefertigt und jetzt natürlich längst überholt ist, so gewährt es doch kein geringes Vergnügen, der Spur Kara Ben Nemsis Schritt für Schritt an Hand dieser Karte folgen zu können. May läßt nämlich seine Helden ganz die gleiche Route nehmen, die Layard in Kurdistan einschlug – von Mossul über Baadri nach Scheik Adi, wo er am großen Fest ihres Heiligen teilnehmen durfte, von hier nach der ganz

heruntergekommenen Festung Amadijah mit ihren zerlumpten Arnauten, dann über das Schloß Gumri des Abd el Summit Bei nach Lizan und Schohrd. Jedes von Kara Ben Nemsi besuchte Dorf, jeder Hügelzug, jeder Flußlauf ist auf der Karte Layards eingezeichnet, während die dazu gehörige topographische Beschreibung im Text zu finden ist. Ja, Mays Genauigkeit erstreckt sich sogar auf Kleinigkeiten: Es mag den Leser interessieren, zu erfahren, daß die in Bd. II, 512 erwähnte Zabbrücke bei Lizan zu Layards Zeiten wirklich existierte. In seinem Werk befindet sich eine Abbildung dieses wackligen Bauwerks. Das Gesagte genügt zum Beweis, daß die örtlichen Angaben Mays genau der Tatsache entsprechen.

Der gleiche Grad absoluter Wahrheit kommt freilich den bei May auftretenden Personen nicht mehr zu. May hat sie frei erdichtet, wenn auch in Anlehnung an sein Vorbild Layard. Dieser mußte sich natürlich, der Ausgrabungen wegen, mit den angrenzenden Araberstämmen auf guten Fuß stellen. **[201]** Zu diesem Zweck befreundete er sich mit den Scheiks der Abu Salman- und Dscheburaraber. Einer ihrer Scheiks hieß Mohammed Emin. Mit ihm verkehrte Layard sehr viel, und ich bin überzeugt, daß May von diesem Scheik für den obersten Anführer der Haddedih, die übrigens im Buche Layards nur ganz flüchtig gestreift werden, den Namen entlehnte. Auch die wunderbar schnelle Schimmelstute, die nach May (I, 359) Mohammed Emin gehörte, war in Wirklichkeit Eigentum Sofuks und hieß Kublah. Und Layard ließ sich von seinem Mohammed Emin erzählen, er habe Sofuk auf ihrem Rücken den wilden Esel des Sindschar matt jagen sehen (bei May I, 359). Für sie würde Sofuk seinen ganzen Reichtum und selbst Amscha (seine Lieblingsfrau) hingegeben haben. Auch die Beschreibung, die May vom Harem Mohammed Emins gibt (I, 347), stammt fast wörtlich aus Layards Schilderung vom Frauenzelt Sofuks und seinen Bewohnerinnen.

In Mossul angekommen, hat Kara Ben Nemsi eine köstliche Audienz beim Pascha. May nennt seinen Namen nicht. Kann es auch nicht, weil er selbst nicht wußte, wer 1871 Gouverneur von Mossul war. Aber wer Layard gelesen hat, der weiß, daß der „liebenswürdige“ Mutessarif Mays ein getreues Konterfei Mohammed Paschas ist, den Layard besuchte. Die drastische Beschreibung durch Halef (I, 505) paßt genau auf ihn. Wir lesen bei Layard von seiner Instruktion an die Arnauten: „Geht, zerstreuet, mordet, aber bringt mir Geld!“, und wir erfahren, von dem Dish-pa-rassi, der famosen Zahnabnutzungssteuer, die der Pasche dafür erhob, daß er sich herbeiließ, **[202]** von seinen Untergebenen Lebensmittel (NB: unentgeltlich!) anzunehmen.

Wir betreten mit Kara Ben Nemsi das Gebiet der Dschesidi und treffen auf Mir Scheik Khan, das geistliche Oberhaupt der Teufelsanbeter, in dem uns May ein ziemlich genaues Abbild von Layards Scheik Nasr zeichnet. Das weltliche Oberhaupt dagegen, Ali Bei, könnte ganz gut historisch sein, denn Layard erzählt, daß während seiner Anwesenheit in Baadri Hussein Bei ein Stammhalter geboren wurde, und daß er, vom glücklichen Vater darum gebeten, dem Kind den Namen Ali gab. Es ist leicht ersichtlich, daß May, indem er den jungen Bei der Dschesidi den Namen Ali führen läßt, diesen Umstand benützte. Im übrigen schildert er das Aeußere des jungen Mannes (I, 552) fast in denselben Worten wie es Layard mit dem Vater des Kindes getan.

Das gleiche ist der Fall bei dem jungen Bei von Gumri, dem Sohn des berüchtigten Abd el Summit Bei. Sein Name wird uns zwar nicht genannt, wohl, weil auch Layard nichts von Kindern dieses Kurdenhäuptlings berichtet. Aber er beschreibt das Aeußere des Sohnes, der uns übrigens nicht unsympathisch ist, fast in denselben Worten (II, 426), wie Layard den Vater.

Bleibt der Mutesselim von Amadijah! Bei Layard ist dieser Herr ein alter, fieberkranker Mann, der unser Mitleid erregt, bei May dagegen ein Blutsauger. Eine Aehnlichkeit zwischen beiden ist nur darin zu finden, daß May vom Mutesselim Layards den Zug entlehnt, daß unter ihm „die Vermögenssteuer fast nichts mehr einbringt“ (II, 199).

[203] Wenn den bisher genannten Personen eine gewisse, allerdings relative Wahrheit zukommt, so kann das von den übrigen handelnden Figuren nicht gesagt werden. Die einzigartige Gestalt Hadschi Halef Omars sowie Amad el Ghandur sind sicher, Pir Kamek, der Mir Alai Omar Amed und der Makredsch von Mossul wahrscheinlich von May frei erdichtet. Der originelle Lord David Lindsay ist ebenfalls Erfindung. Wie May auf ihn kam, läßt sich leicht erklären, wenn man bedenkt, daß drei Viertel von Layards Werk von den Ausgrabungen bei Kujjundschik und Nimrud handelt. Der Gedanke, eine Karikatur Layards in einem spleenigen Engländer zu schaffen, der die fixe Idee hat, einen „Fowlingbull“ zu finden und dem britischen Museum in London zu schicken, lag daher sehr nahe. – Ob Marah Durimeh eine bloße Phantasiegestalt des Dichters ist, kann jetzt noch nicht entschieden werden. Jedenfalls findet sich bei Layard kein Beleg für sie.

Möglicherweise enthielt aber ein anderes Reisewerk einen Hinweis auf diese geheimnisvolle Persönlichkeit. Die Lösung dieses Problems ist in der Bibliothek Mays zu suchen.

Kommen wir zur eigentlichen Handlung. Von ihr müssen wir sagen, daß sie von Anfang bis Ende der Phantasie des Dichters entsprungen ist. Das gilt sowohl von der Schlacht im Tal der Stufen, als auch vom Kampf der Dschesidi in Scheik Adi und von der versuchten, aber durch Marah Durimehs Einfluß vereitelten Erhebung der Nestorianer gegen die mohammedanischen Kurden. Trotzdem können wir eine Beeinflussung und Anregung Mays durch **[204]** Layards Werk nicht leugnen. Layard erzählt soviel von den Kämpfen der Araber gegen die Pforte und untereinander, daß in May leicht der Plan entstehen konnte, seinen Helden in den Mittelpunkt eines ähnlichen Kampfes zu stellen. Wie ja auch sicher die öftere Erwähnung der edlen Araberperde durch Layard den Dichter veranlaßte, seinen „Rih“ zu schaffen, und wie auch der Transport Amad el Ghandurs nach der türkischen Festung Amadijah sein Vorbild hat in der zeitweiligen Internierung von Scheik Sofuk in Konstantinopel.

Dann die interessante Schilderung Layards vom großen Fest in Scheik Adi! Wie verführerisch mußte für May der Gedanke sein, seinen Helden an diesem Fest teilnehmen zu lassen! Freilich übertreibt er, wenn er Ali Bei (II, 10) zu Kara Ben Nemsi sagen läßt: „Es ist noch nie ein Fremder dabei zugegen gewesen“, denn Layard hat 25 Jahre vorher auf der gleichen Stelle neben Scheik Nasr und Hussein Bei dem Fest zugesehen, wie Kara Ben Nemsi neben Mir Scheik Khan und Ali Bei. Aber diese Uebertreibung läßt sich leicht als dichterische Lizenz entschuldigen. Ebenso hat die wiederholte Niedermetzlung der Dschesidi im Sindschar und am Ufer des Tigris unter den Toren Mossuls May dazu angeregt, daß er den Pascha von Mossul eine Expedition gegen die in Scheik Adi am Grabe ihres Heiligen versammelten Teufelsanbeter planen läßt, die dann mit Kara Ben Nemsis Hilfe vollständig vereitelt wird.

Die große Christenschlächtereie endlich im Jahre 1843, die in Layard ausführlich enthalten ist und die, wie May sagt (II, 637), „als Sujet einen Autor berühmt **[205]** machen könnte“, hat sicher im Gehirn des Dichters den Gedanken geboren: ich lasse die Chaldäer, müde der ewigen Unterdrückung, sich endlich einmal aufraffen und zur Befreiung von der Sklaverei der Kurden erheben. Durch Marah Durimeh und Kara Ben Nemsi soll dann das drohende abermalige Blutbad verhindert werden.

So sehen wir, wie wenn wir dabei gewesen wären, am Schreibtisch Mays seine spannenden Abenteuer in der Dschesireh und in Kurdistan entstehen. Freilich halten sie einer Kritik der Geschichte nicht stand. Aber wenn wir auch dem Erzählten die Realität absprechen müssen, so müssen wir andererseits zugestehen, daß ähnliche Vorgänge um die angegebene Zeit in den betreffenden Gegenden recht gut möglich gewesen wären. Die Schilderung Layards von den politischen Zuständen des Landes sprechen eine zu deutliche Sprache. Und die Vorgänge während des letzten Krieges, wo die Türken kalten Blutes ein ganzes Volk, die christlichen Armenier, der Vernichtung preisgaben, zeigen, daß auch heute noch dort dieselben unversöhnlichen, nationalen und religiösen Gegensätze herrschen wie vor 70 oder 80 Jahren. Deshalb trägt auch dieses Werk Mays, mit dem Maßstab objektiver Kritik gemessen, den Stempel innerer Wahrhaftigkeit an sich.

May hat von Layard nicht abgeschrieben! Ein solcher Vorwurf müßte zurückgewiesen werden. „Abschreiben“ ist ein sehr ominöses, eindeutiges Wort. Man denkt dabei an einen Schüler, der aus Trägheit oder Gedankenarmut die Aufgabe seines Kameraden ganz oder teilweise wörtlich abschreibt und **[206]** dann als eigenes Geistesprodukt abliefert. May hat sich zu seinen Lebzeiten selber noch gegen den Vorwurf verteidigt, er habe das geistige Eigentum anderer entwendet. Wohl hat er Quellen benutzt, wie wir gesehen haben, sogar ausgiebig benutzt, aber er hat sie in einer Weise verarbeitet, daß daraus ein ganz neues und eigenartiges, von der Quelle wesentlich verschiedenes Werk entstanden ist. Und das war sein gutes Recht. Das haben Tausende vor ihm getan und werden es nach ihm tun. Den Hauptanteil an Mays Schaffen hat also nicht die Quelle, sondern die Phantasie des Dichters. Dies läßt sich an einem anderen Beispiel überzeugend beweisen. In Mays Bibliothek befindet sich ein zweibändiges Werk: Moritz Wagner: „Reise nach Persien und dem Lande der Kurden“. Eine Stelle darin lautet: „Die Kosnafkurden scheiden sich in die Mir Mahmalli und Mir Yussufi. Diese sollen in alter, beständiger, gegenseitiger Fehde leben ... nur ein kleiner Strom bildet die Grenzscheide zwischen ihnen.“ Am Rande hat May bemerkt: „Sujet“. Nehmen wir nun den Band „Orangen und Datteln“ zur Hand, so finden wir, daß May diese drei Zeilen zu einer reizenden, 70 Seiten langen Erzählung ausgearbeitet hat: „*Mater dolorosa*“. 70 Seiten aus drei Zeilen! Aehnliche Nachweise ließen sich noch mehrere führen, ein glänzendes Zeugnis für Mays selbständiges dichterisches Schaffen!

Freilich läßt sich bei ihm das Bestreben beobachten, möglichst alte Reisewerke und Karten zu benutzen, die längst vergriffen und darum nur wenigen bekannt sind. So diente ihm beispielsweise für „Von **[207]** Bagdad nach Stambul“ eine vom englischen Reisenden [Claudius James] Rich im Jahre 1829 gemachte Reise in Persien als Unterlage. Indes kann ich mich ganz gut in den Beweggrund dieser Handlungsweise hineindenken. Es läßt sich niemand gern in die Karten sehen. Und für keinen Schriftsteller, besonders wenn er den Inhalt seiner Werke als Selbsterlebtes ausgibt, mag es angenehm sein, wenn jeder Leser imstande ist, mit dem Finger auf die Quelle oder die Karte hinzuweisen, die ihm bei Abfassung seiner Werke als Vorlage diente. Das ist psychologisch doch leicht begreiflich, und niemand kann ihm gerechterweise daraus einen Strick drehen. Im Gegenteil! Je mehr sich der geheimnisvolle Schleier lüftet, der die Persönlichkeit eines so rätselhaften Mannes wie May und seine schriftstellerische Tätigkeit verhüllte, desto weniger läßt sich einem Mann die Bewunderung versagen, der es verstanden hat, in genialer Vision vor unserem Geiste fremde Völker erstehen zu lassen, die sein Auge nie gesehen, und Länder, die sein Fuß nie betreten hat. –

– –

[(208)]

Das Volksbuch vom „alten Dessauer“

Von Fritz Prüfer

©

Von Odysseus bis zu Old Shatterhand

Eine literargeschichtliche Uebersicht

Von Dr. Richard v. Kralik

Der Typus der romantischen Reiseerzählung geht von Homer bis zu Karl May in notwendiger Folge. Das Wesentliche am Urtypus der Odyssee ist die abenteuerliche Reise des Helden durch die ganze bekannte Welt. Man kann bei Homer drei Bestandteile des Kunstwerks unterscheiden, die zusammengenommen die unfehlbare Wirkung hervorbringen: 1. der Held, der allen Schwierigkeiten gewachsen ist; 2. die Häufung dieser Schwierigkeiten bis ins fast unüberwindlich Scheinende; 3. der abwechslungsreiche Szenenwechsel als Hintergrund jedes neuen Problems.

Die Aehnlichkeit mit Karl May ist auffallend. Selbst die (teilweise) Ichform haben wir bei Homer. Und wir könnten noch ein viertes wesentlich gemeinsames Zubehör anführen: die starke religiöse und ethische Stimmung beiderseits, dort in den Götterszenen, hier in den religiösen Gesprächen. Ich glaube, durch die Vergleichung wird uns einerseits Homer, andererseits May vertrauter; sie erklären einander, wie zwei Naturprodukte desselben Typus eben diesen Typus durch die Vergleichung verdeutlichen. [218] Ich muß gestehen, daß mir in diesem Augenblick, da ich in solchem Sinn die beiden Erzähler vergleiche, beide noch reizvoller, klarer, überzeugender, vertrauter vorkommen. Ja, das ist der wahre Homer, den wir in der modernen Beleuchtung des Karl May schmunzelnd uns zu Gemüte führen; und das ist der wahre May, den wir im Lichte der Odyssee widerstrahlen sehen. Wir verstehen beiderseits diese Mischung von Schalkhaftigkeit und ethischem Ernst, von Erfindung und Schauen, von Dichtung und Wahrheit, vom Reichtum objektiver Erkenntnisse und subjektiver Phantasie.

Aber müssen wir nicht denselben Typus des Reiseromans auch in den altgriechischen Sagengedichten von den Argonauten, von den abenteuerlichen Zügen des Herakles und Theseus finden? Ueberall dieselben Kunstmittel: der alles überwindende Held, die fast unüberwindlichen Abenteuer, der Wechsel der geographischen Szenerie. Und dazu auch noch eine starke Zugabe von ethischer Vertiefung. Odysseus wird im Mittelmeer herumgeführt, Jason auch noch ins Schwarze Meer, an die Donau, ans adriatische Meer. Herakles umkreist zu seinen zwölf Arbeiten zu Lande das ganze Mittelmeer in allen drei Erdteilen. Die Helden kämpfen für ihren nationalen Ruhm, für die Ehre ihrer Götter. Es gilt eine mannigfache Betätigung des Heroentums, bei jedem Heros etwas anders gestaltet. Am nächsten der Schlauheit des Odysseus steht Jason als listiger Erbeuter des Goldenen Vlieses; dagegen stellt Herakles den biederen, frommen, gottergebenen Helden dar; bei Theseus überwiegt das Glück. Wir [219] lernen fabelhafte Gegenden kennen, oder sehen bekannte Landschaften in romantischem Schein. Die Phantasie soll durch diese Mannigfaltigkeit der Reisesstationen angeregt werden. Das, was diesen Heldengeschichten mit Karl May gemeinsam ist, das ist das Heldenhafte des Helden. Er ist nicht passiver „sentimentaler Reisender“ nach englischem Typus, sondern immer in Aktivität, mag er Old Shatterhand, Odysseus, Jason, Herakles oder Theseus heißen. Das macht diese Kunstgattung so interessant, so spannend, so populär, wie kaum eine andere.

Die nächste Stufe in der Literaturgeschichte bildet der griechische Roman der römischen Kaiserzeit, der den Uebergang zum modernen Liebesroman ausmacht. Merkwürdig: auch der griechische Roman, wie wir ihn bei Jamblichus, Xenophon von Ephesus, Heliodor, Achilles Tatius, Chariton finden, ist ein Reiseroman. Das hat Erwin Rohde treffend erkannt und nachgewiesen. Der Typus ist nur verdoppelt: ein Liebespaar, ein Brautpaar wird durch widrige Schicksale getrennt, beide kommen weit umher, werden hin- und hergerissen, erleben höchst gefährliche Abenteuer zu Wasser und zu Land, im Orient und Okzident, bis sie endlich als Lohn ihrer Treue und Standhaftigkeit wieder vereinigt werden. Dieser Zeit gehört auch das Buch des Antonius Diogenes „Von den Wundern jenseits Thule“ an und als Parodie die „Wahren Geschichten“ des Lucian.

Mit dem Mittelalter tritt wieder der heldischere Typus ein. Die germanischen und romanischen Heldensagen pflegen mit Vorliebe die Ausreise eines Helden, der in der Ferne Abenteuer aufsucht, reichlich [220] findet und überwindet. Nach diesem Schema ist der „Parzifal“ aufgebaut, aber auch die deutschen Heldengedichte von Dietrichs Ausfahrt, von Eckes Ausfahrt. Ein angelsächsischer Sänger katalogisiert die abenteuerlichen Orte, die damals die Erzähler mit Vorliebe durch ihre Helden aufsuchen ließen. Man kommt

zu Schlössern, zu Königen, guten und üblen Charakteren, zu Riesen und Zwergen, zur Gralsburg, zur Tafelrunde des Artus. Die Kreuzzüge eröffnen der Erzählerphantasie den abenteuerlichen Orient bis zum Paradies, von dem schon die Alexander-Romane berichteten. Hüon kommt ins Land des Oberon. Die Geschichten von 1001 Nacht wissen von abenteuerlichen Seefahrten zu erzählen. Ein englischer Ritter Mandeville gibt im 14. Jahrhundert eine romantische Beschreibung aller Wunderstätten des Orients. Die Amadis-Romane, von Portugal ausgehend, bezeichnen die Hochflut dieser Heldenfahrten. Da setzt Cervantes mit seinem Don Quixote (1605) ein. Eigentlich gehören auch die spanischen Schelmen- und Vagabundenromane hierher, vor allem aber Grimmels Hausens abenteuerreicher Simplizissimus mit seinen vielen Nachahmungen, die zum Teil rein geographische Lehrtendenz haben. Ferner [Christian] Reuters „Schelmuffsky“ und die vielen Robinsonaden und Utopien, weniger [Laurence] Sternes „Sentimentale Reise“. Von den Münchhausiaden springe ich – man erschrecke nicht – zu „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ über, in denen ja das Aufsuchen von Abenteuern in fremden Gegenden geradezu zum Prinzip gemacht wird. Bei den Romantikern erscheint der Typus vom „Ofterdingen“ [221] des Novalis bis zu Eichendorffs „Taugenichts“. Wertloser sind die Reisegeschichten des Cooper, Marryat und Gerstäcker, aber sie bilden sicherlich den Uebergang zu Karl May.

Man sieht, wir könnten dies Thema zu einem literargeschichtlichen Buch ausbreiten, durch das das Werk Mays erst seine rechte Beleuchtung bekäme. Vergleiche sind immer gefährlich und ungerecht; denn auf geistigem Gebiet gibt es keine Wurstwagen. Jeder Autor ist schließlich als Persönlichkeit unvergleichbar, und das eine scheint mir unbestreitbar, daß im großen Reigen der Reiseerzähler Karl May eine der bedeutendsten Persönlichkeiten ist. Er arbeitet an seinem „Ich“ mehr als ein anderer. Das geht aus seiner genialen Fassung der Ich-form hervor.

Um noch einmal May mit Homer zusammenzuknüpfen, sei erwähnt, daß der vor-alexandrinische Text des Homer sehr weitschweifig war und daher in Alexandria erheblich gekürzt und zusammengezogen wurde – eine Operation, die ich auch für Karl Mays Unsterblichkeit empfehle.

Das Energiegesetz des Abenteuers

Von Dr. Karl Hans Strobl

Es wird vielleicht bald einmal notwendig werden, auch die Literatur einer energetischen Betrachtungsweise zu unterziehen. Ohne mich auf weitgehende Parallelen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften einzulassen: die Grundbegriffe beider miteinander gelegentlich zu vergleichen, aneinander abzumessen, sie in Beziehungen zu setzen, dürfte für beide nicht ohne Vorteil sein. Es könnte Reibungen geben, bei denen Funken überspringen, die einiges erhellen.

Die Philosophie hat solche Verknüpfungen nicht ohne einigen Erfolg unternommen – gerade in den Grundbegriffen und beiderseitigen Anfängen. Weiter oben streben dann beide Zweige wieder auseinander, aber man hat wenigstens einige Ahnung der gemeinsamen Wurzelhaftigkeit bekommen. Auch die Literatur wird nicht umhin können, sich ein wenig in diesen Belangen umzusehen und umzutun. Man darf nur auch hier nichts übertreiben; Uebertreibung ist die Tugend unvornehmer Geister, und Hartnäckigkeit riecht nach armen Leuten des Intellekts. So hat man die „Entwicklung“ totgehetzt, indem man sie auf die Literatur „anwandte“. Man kann die Literatur nach Zeiten betrachten, nach Dekaden meinetwegen, und dies kann einigermaßen ersprießlich sein. Man kann sie auch geographisch nehmen, nach Landschaften, **[223]** oder ethnographisch, nach Stämmen. Immer kommt einiges dabei heraus; aber wenn man nicht immer gleich ein eisernes System daraus machen wollte, ein Prokustesbett, so wäre die Ausbeute an Einsichten noch größer.

Versuchen wir es doch einmal mit dem Energiebegriff und fragen wir nach der Lebensfähigkeit der Bücher! Fragen wir also nur getrost darnach, welche Bücher lebendig sind und welche abwelken und hinsterven. Kriterium dieser Betrachtungsweise ist nicht die Zeilenzahl in den Literaturgeschichten, es ist das Gelesenwerden. „Wir wollen weniger erhoben und fleißiger gelesen sein.“ Vielleicht ergibt es sich dabei sogar, daß Bücher, die sich eingehender Behandlung seitens der Gelehrten rühmen können, in Wirklichkeit schon maustot sind. Es gibt welche, deren Geburt mit großem Orchester aller Welt verkündet wird, und die doch nur Totgeburten sind, wie in gewissen regierenden Häusern, die durchaus einen Erbprinzen haben müssen und schließlich in der Angst einen Wechselbalg dafür ausgeben.

Ein zweites Merkmal der Lebensfähigkeit liegt darin, ob die Ströme der Energie stark genug sind, sich ins Leben zurückzuwenden. Es gibt Bücher, die mit kalter Bewunderung genossen werden, mit Achtung und Ehrfurcht meinetwegen, und die doch nur eine niedrigere Temperatur zurücklassen; andere aber, die unsere Temperatur erhöhen, die uns erhitzen, ja zum Sieden bringen. Bücher gibt es, die durchaus nachgelebt werden wollen, die so stark sind, daß wir uns ihrer nicht erwehren können, die wir auf der inneren Bühne in uns dramatisieren.

[224] So betrachtet, wird sich die Literatur vielleicht wesentlich anders ausnehmen. Man wird finden, daß nicht wenige der Bücher, die in aller Belesenen Mund genannt sind, nur Mumien sind, die von einem Literaturgelehrten dem anderen mit hochachtungsvollen Bücklingen weitergegeben werden. Ein guter Teil unserer immer wieder gepriesenen Literatur sind Potemkinsche Dörfer, will sagen: Theaterprospekte, Fronten von klingenden Titeln, hinter denen sich der Inhalt verflüchtigt hat. Man tut bloß so, als ob!

Nicht bloß die Amadis-Romane des 17. Jahrhunderts sind literarische Leichen, sondern auch noch andere weit angesehene bis in die neueste Zeit hinein. Aber lebendig sind noch immer der „Simplizissimus“ des Grimmelshausen, der „Pantagruel“ des Meisters Rabelais, der „Don Quixote“ des Cervantes, der „Gulliver“ des Jonathan Swift, der „Robinson“ des Defoe. Nicht am wenigsten zeugt für solche Lebensfähigkeit der Umstand, daß sie, gekürzt, zurechtgestutzt, beschnitten, noch immer der Jugend lieb sind. Das fromme, von Moral getränkte „Hoffmann-Büchel“ [Heinrich Hoffmann, Struwwelpeter], die Freude aller säuerlichen Pädagogen von dazumal, hat sich vielleicht in manchen Schülerbibliotheken, aber nicht in den Herzen der Jugend behauptet. Was die Jugend ohne Bedenken will und sucht, ist das Abenteuer, die Bewährung mannhafter Tüchtigkeit, die Ueberlegenheit des Mutes über das Schicksal, das Spiel mit der Gefahr.

Nun kommt der Einwand allzu vorsichtiger Erziehungskünstler, aus solcher Lektüre, die jene Wendung **[225]** zum Leben nehmen möchte, erwachse der Jugend Ungebändigkeit, Zügellosigkeit, Ungehorsam und ein Ueberwuchern der Phantasie, die ins Verderben führe, zumindest aber die Eignung zum braven Staatsbürger in Frage stelle. Dieser gehorsame Staatsbürger, das Ideal der Pädagogen! Kann er es noch

sein, nämlich ein Ideal in einer Zeit wie der unseren, in der mehr als je sich der Streit als Vater aller Dinge offenbart? Müssen wir nicht wieder jenes tapfere Fragen und Rühren an alles bisher Geglaubte und Hingenommene als die wesentliche Tugend ansehen? Müssen wir nicht wünschen in unserer abenteuerlichen Gegenwart die Eignungen des Abenteurers zu züchten, nämlich Härte gegen sich selbst, Unerschrockenheit, Geistesgegenwart und das beständige Auf-dem-Posten-sein, den leisen Schlaf und das gute Gehör und Gesicht für alle Gefahren, schließlich nicht zu mindest die zupackende oder hinschmetternde Faust. Immer sind aus Abenteurern die besten Pioniere der Zukunft geworden, immer haben Abenteurer neue Länder entdeckt, haben Wälder gerodet, Sümpfe entwässert und schließlich der Erde den Segen der Fruchtbarkeit entronnen. Wir brauchen für die Urwald- und Sumpfwildnis unserer Zeit Abenteurer des Geistes und der Faust, die neue Küsten entdecken und fruchtbar machen. Mit dem bloßen gehorsamen Tritt in der Herde, mit dem Sich-vor-den-Pflug-spannen ist nichts getan.

Kopfschütteln der Pädagogen: da hat einmal ein Lausbub einen Griff in des Vaters Kasse getan und ist nach Hamburg durchgebrannt, um Schiffsjunge [226] zu werden oder nach Südafrika in die Diamantenfelder zu gehen. Warum? Weil er „Indianerbücheln“ gelesen hat oder gar den für eine gewisse Sorte von Erziehern ††† Karl May. Die Zeitungen pflegen solche Schreckensnachrichten mit Behagen zu verbreiten, und die Väter von einigermaßen abenteuerlustigen Söhnen beaufsichtigen daraufhin die Lektüre mit aller Strenge und achten noch besser auf ihre Kassen.

Es wäre aber immerhin zu erwägen: a) wie das Zahlenverhältnis der Durchgebrannten zu den Lesern der „Indianerbücheln“ oder des ††† Karl May ist? (womit aber durchaus nicht das Indianerbüchel mit Karl May auf eine Stufe gestellt werden soll);

b) ob der bewußte Jüngling nicht auch ohne Indianerbüchel, Detektivroman oder Karl May durchgebrannt wäre?

Die Kämpfer gegen die „Schundliteratur“ behaupten, die Gefahr sei groß. Aber nur der seelische Krüppel wird ihr erliegen, der seelisch Gradgewachsene wird das Leben des gelesenen Buches nach einem geheimen Gesetz von der Erhaltung der Energie umsetzen und umwerten, wie sich im Bereich der Natur Wärme in Arbeit wandelt. Er wird nutzbringende innere Kräfte aus ihm ziehen, jene Tapferkeit, Härte, Selbständigkeit, die vorläufig noch im kindlichen Spiel, bald aber im Aufbau ernstesten eigenen Lebens sich äußern. Nicht die Romantik des Buches unmittelbar in eine äußerliche Romantik zu übertragen, ist der Sinn des guten Abenteuerbuches, sondern eine Bereitschaft zur Tat zu erwecken, einen Drang [227] nach großen Dingen, nach vollem Einsatz der Persönlichkeit an die Aufgabe.

Ein Paradoxon vielleicht, aber ein tausendfach bewährtes: Liebe zum Abenteuer erzieht zur Pflicht gegen sich selbst.¹⁵⁴

Vorläufig aber liegt noch der Glanz des Spiels und der Phantasie über dem jugendlichen Nacherleben des Abenteurers. Und noch ein zweites Paradoxon: nur die mit Phantasie Unbegabten begehen die phantastischen Durchbrennereien nach Hamburg. Die Lieblinge der buntschillernden, geflügelten Göttin spielen vorläufig ihre Abenteuer bloß.

Wer so glücklich ist, zu ihnen zu gehören, wird Erinnerungen an solche Spiele dankbar bewahren und ihren Glanz niemals erlöschen lassen.

Mein erstes großes Abenteuer führte mich mit den zehntausend Griechen Xenophons vom Schlachtfeld von Kunaxa an das jubelnd begrüßte Meer, quer durch die wilden Länder und Stämme Persiens. Ich entrüstete mich über die Verräterei des Tissaphernes, bangte um meine Griechen, als sie durchs wilde Kurdistan zogen, begleitete sie auf den verschneiten Bergpfaden Armeniens. Xenophon, dieser Kriegsberichterstatter, der zum Generalstabschef des Cheirisophos befördert wurde, war mein erster Held. Ich wandelte mich in ihn, zog wohl hundert Male mit meinem eingebildeten Griechenheer durch die unwegsamen Gebirge der auf unserem Dachboden aufgestapelten Kistenwelt und brüllte dann von der Bodenluke über die schrägen, moosbewachsenen Schindeldächer der Hofgebäude hinweg: „Thalatta! Thalatta“, daß [228] mein Großvater in seinem Hofzimmerchen beim Nachbarn Wastl erschreckt ans Fenster fuhr.

Lange, ehe sich mir das Original in seiner Pracht erschließen konnte, las ich diesen ersten Vorläufer Karl Mays in irgendeinem abgegriffenen Schmöker unserer Schülerbibliothek, und als ich dann später mit Kara

¹⁵⁴ Vgl. Jahrbuch 1918, S. 98 – 112.

Ben Nemsis die gleichen Landschaften bereiste, zog schattenhaft das Griechenheer neben mir her, und ich freute mich, zu finden, daß sich an der Seele der Natur und der Völker all die Jahrhunderte her nichts verändert hatte. Es waren dieselben öden und gefährlichen Berge, dieselben reißenden Flüsse und dieselben wilden und tückischen Stämme wie zu Xenophons Zeiten; und heute, gereiften Urteils, muß ich eine Kraft der inneren Anschauung bewundern, die von „Bagdad nach Stambul“ und im „wilden Kurdistan“ aus der Intuition die gleichen Eindrücke schöpfte wie Xenophon aus seinem wirklichen Erleben.

Dann kam Jules Verne. Er kam mit solcher Vehemenz, daß ich ihn sogar in der Schule unter der Bank las, bis mich der Professor Stromer dabei erwischt und mir die „Reise zum Mittelpunkt der Erde“ wegnahm, gerade dort, wo sie am spannendsten ist. Ich mußte mich bis zum Schluß des Schuljahres gedulden, da bekam ich sie zurück und erfuhr nun den weiteren Verlauf bis zur wunderbaren Ausfahrt auf den Lavamassen des Vulkans Stromboli. Nun war ich genügend unterrichtet, um meinerseits die Reise zum Mittelpunkt der Erde antreten zu können. Dazu gehörte vor allem eine geheimnisvolle Urkunde mit einer noch geheimnisvolleren [229] Schrift, die man erst mühsam entziffern muß. Ich plagte mich redlich mit beiden, ersann eine fabelhaft verwickelte Chiffreschrift und schrieb den Text auf ein zerknittertes und brüchiges Stück Papier, das nachher, über der Lampe geschwärzt und mit Spinnengewebe kunstreich überzogen, einem richtiggehenden Pergament zum Verwechseln ähnlich sah. Es nahm sich so echt aus, daß ich vollkommen vergaß, wer es angefertigt hatte, und selbst daran glaubte, es sei ein Dokument von der Hand jenes vielberufenen Arne Saknussens. Im Winkel neben dem Glaskasten war ein so düsterer Ort, daß man allenfalls auch daran glauben konnte, ein solches Pergament sei dort durch etliche Jahrhunderte der Räumewut der Hausfrauen entgangen. Nun lud ich zwei Freunde zur feierlichen Auffindung der Urkunde ein, offenbarte ihnen, es sei mir im Traum ein Fingerzeig von ihrem Vorhandensein geworden und nachdem wir erst zur Erhöhung der Spannung alle Winkel durchstöbert hatten, wo sie nicht war, führte ich sie dahin, wo sie war, und fand sie mit einem Schrei der Ueberraschung wirklich auf. Es machte nur noch einige Schwierigkeiten, die Geheimschrift zu entziffern, denn sie war so verwickelt, daß mir der selbstverfertigte Schlüssel nicht passen wollte. Aber da ich ja schließlich wußte, was darin stand, konnte ich einigermaßen nachhelfen, und den Sinn schließlich doch enträtseln. Es stand nämlich darin, daß der Weg zum Mittelpunkt der Erde durch die Keller meines Elternhauses gehe. Meine Vaterstadt Iglau, die einstige Bergstadt, die durch Silber reich gewesen war, besaß aus jenen Bergwerkszeiten her [230] noch ein Labyrinth unterirdischer Gänge, das sich unter Häusern, Straßen und Plätzen hinzog und von Keller zu Keller reichte. Und da sich unter dem ersten offiziellen Keller unseres Hauses noch ein zweiter äußerst geheimnisreicher befand, mit einem verschütteten Gang, so lag die Möglichkeit nahe, daß man hier, der Weisung Arne Saknussens folgend, wirklich bis zum Mittelpunkt der Erde gelangen könne. Wir traten die Reise an, mit Stricken und Kerzen, aber im Hintergrund des zweiten Kellers war sie zu Ende. Hier stand man vor einer Mauer, doch dieses Bruchstück der Fahrt genügte uns für das Ganze, denn wir hatten auf ihm so viel erlebt, wie die Jules Verneschen Reisenden auf ihrem Weg zum Mittelpunkt der Erde. Und das war schließlich so gut, als wären wir wirklich dort gewesen.

Dann kam Gerstäcker. Ich wurde in Arkansas Regulator, nachdem ich längere Zeit Flußpirat des Mississippi gewesen war, ich war auch Goldgräber in Kalifornien und lebte in den paradiesischen Zuständen von Tahiti. Der große Garten auf dem Frauengraben, den meine Eltern damals besaßen, barg alle fünf Erdteile in sich, einschließlich der Inselwelt Polynesiens.

Wie verblaßten aber alle diese Gerstäckerschen Gestalten, als die Welt Karl Mays auftauchte, diese dramatisch bewegte, farbensatte, weitgespannte, von Energien erfüllte Welt Kara Ben Nemsis und Old Shatterhands. Sie kam gerade zurecht, um mich in einer inneren Krise von großem Seelenschmerz abzulenken. Meine geliebte Taube Lucy, ein kluges, liebenswürdiges, allerzähmstes Vogelwesen, die ständige [231] Gefährtin meiner Garteneinsamkeit, hatte dem Zug ihres Herzens nicht länger widerstehen können und war mir davongeflogen, um sich irgendwo mit irgendeinem Bräutigam zu vereinen.

Wie sich die Karl Mayschen Energien zunächst in Spiele umsetzten, habe ich in einem Kapitel meines Erinnerungsbuches: „Verlorene Heimat“ erzählt, das in der bekannten Memoirenbibliothek des Verlags Robert Lutz in Stuttgart erschienen ist, und von dem ich ein Stück hierher stellen möchte:

„Mein Herz war bang, meine Tränen flossen reichlich, ich war in meinem Garten wieder mit mir allein. Da führte mir mein freundlicher Stern einen anderen Kameraden zu, keinen lebendigen freilich, sondern bloß

eine Zeitschrift, die nannte sich „Der gute Kamerad“ und war es mir wirklich. Meine Eltern hatten sich entschlossen, mit diese Knabenzeitschrift, die damals eben ihren ersten Jahrgang begann, zu bestellen, und ich war so entzückt und beglückt von ihr, daß man sich ihrer bald als erzieherisches Erpressungsmittel ersten Ranges bedienen konnte. Mein Lerneifer wurde durch sie angestachelt, mein Fleiß und guter Fortgang in der Schule durch regelmäßige Auslieferung der wöchentlich erscheinenden Hefte belohnt, Faulheit und Nachlässigkeit dadurch bestraft, daß man sie mir vorenthielt. So konnte ich die Zufriedenheit meiner Eltern geradezu an der Anzahl der Hefte abmessen, die ich in die Hand bekam. Wenn es irgendwie in Latein oder Griechisch schief ging, so mußte ich darauf warten, was sich mit dem „Sohn des Bärenjägers“ [232] weiter begeben werde, und das war keine geringe Geistesfolter. Anders herum betrachtet, hatte aber wieder die Faulheit den Vorzug und ihren Lohn, denn, indem ich derzeit auf den schluckweisen Genuß verzichten mußte, wuchs die Zahl der in der Obhut meiner Eltern verbliebenen Hefte, und wenn man sie mir am Ende des Schuljahres und bei Ferienbeginn schließlich doch herausgeben mußte, war es ihrer ein ganzer Stoß. So hatte ich anstatt des dünnen Getröpfels ein Schlürfen in vollen Zügen, und das war erst recht wie eine Belohnung des Fleißes und der guten Sitten. Woraus zu ersehen, daß auch die feinst ausgeklügelten pädagogischen Maßnahmen unter Umständen eine Wendung ins Gegenteil nehmen können und der heilige Pestalozzi gegen einen ausgepichteten Sünder manchmal auch keinen Rat weiß.

Die handwerklichen Betriebsamkeiten nun, denen im „Guten Kameraden“ das Wort geredet wird, waren nicht eigentlich mein Feld. Die mannigfachen Tätigkeiten und Basteleien, zu denen man dort Winke fand, lagen mir ferner, Hämmern, Kleben, Laubsägen, und was sonst Bubengeschicklichkeit sein mag, kamen für mich in diesem Alter nur in Betracht, wenn sie etwa mit dem Theaterbau zusammenhingen. Ich habe niemals den Versuch gemacht, gestützt auf die Anleitungen des „Guten Kameraden“, vielleicht aus Zigarrenkisten photographische Apparate, aus Ofenröhren Fernrohre oder aus Operngläsern Mikroskope herzustellen. Dieses tat ich nicht. Ich habe mich auch nie an den Preisausschreiben beteiligt, wie aus einer Hutschachtel und [233] sechs Konservenbüchsen eine *Laterna magica* oder ein Gaskocher oder ein Gewürzschrank für Mutters Küche zu machen sei. Das war noch die alte sparsame Zeit in Deutschland, in der man das Gesetz von der Erhaltung der Materie noch achtete (und daß man mit ihr brach, hat uns den Weltkrieg zugezogen). Ich sah wohl ein, daß es etwas Schönes und Verdienstliches sei, kein abgetanes Ding gering zu schätzen und verkommen zu lassen, aber neidlos überließ ich die Palme dieses Ringens um die Ueberführung des Unbrauchbaren in neue Daseinsformen den Begnadeten. Für meine praktische Tüchtigkeit kam also der „Gute Kamerad“ nicht in Frage.

Hingegen verdanke ich ihm meine Ausbildung als Westmann nach Old Shatterhands heroischem Muster und meine vollkommene Meisterschaft im Anschleichen an den Feind. Es war die Zeit, in der Karl Mays Ruhm einen fabelhaften Anstieg nahm, und daß man ihn als Haupterzähler in die neue Knabenzeitschrift nahm, schien mir das Beste und Wichtigste an ihr, und das andere mehr oder minder bloß Anhängsel und Füllsel. Gerstäcker und Cooper verblaßten neben ihm, Lederstrumpf war nur ein armseliger Waisenknabe, und der einzig richtige Mordskerl war Old Shatterhand. Ich kroch also auf Fingerspitzen und Zehen durch alle Gebüsche, ohne eine Spur zu hinterlassen und Geräusch zu machen, und tauchte plötzlich mitten im Lager des ahnungslosen Feindes auf, indem ich das Kriegsgeschrei erhob, das ja bekanntlich fachgemäß richtig nur dadurch hervorgebracht werden kann, daß man ein ganz hohes llllll hervorstößt, und dazu mit den [234] Fingern auf dem Mund trillert. Worauf der ahnungslose Feind, will sagen, mein Vater, der da nach Geschäftsschluß auf einer Gartenbank die Abendluft genoß, seinerseits zum Angriff übergang und mich mit einer Ohrfeige in die Flucht schlug. Der Garten wurde zum Urwald, zur Prärie, zum Felsengebirge, zum Yellowstone-Nationalpark, zum Llano estacado, in dem Apatschen und Komantschen aufeinanderprallten, wo der Grizzly-Bär hauste und Winnetous Silberbüchse knallte¹⁵⁵. Ich traf aus meinem Henrystutzen den Vogel im Flug, jedes Blatt eines Baumes, und daß die wunderbare Büchse bloß ein Gartenstecken war, mit einem Nagel als Hahn, machte nichts aus, um so sicherer war der Schuß, weil er bloß gedacht zu werden brauchte. Ich schwang den Tomahawk und übte mich, ihn nach dem Feind am Marterpfahl zu werfen. Der Tomahawk war ein kleines, scharfes Holzbeil und der Feind am Marterpfahl war ein beliebiger Baumstamm,

¹⁵⁵ Diese Erinnerungen beziehen sich hauptsächlich auf die Werke „Der Sohn des Bärenjägers“ und „Der Geist des Llano estacado“, die Karl May für die zwei ersten Jahrgänge des „Guten Kameraden“ geschrieben hat und die in Bd. 35 der Ges. Werke („Unter Geiern“) vereinigt sind. Die Herausgeber.

und schließlich brachte ich es wirklich so weit, daß sich der Tomahawk regelrecht in der Luft überschlug und mit der Schneide im Baum stecken blieb. Das war dem Baum nicht sehr recht und meinem Vater noch weniger, das Tomahawkwerfen wurde als Baumfrevel erklärt und unter strenge Strafen gestellt. Da ging ich denn dem Feind nicht mehr mit der Schärfe des Beiles zu [235] Leib, sondern mit der Faust, mit jenem berühmten Hieb gegen die Schläfe, von dem Old Shatterhand seinen Namen hatte. Das hielt der Baum weit besser aus, aber meine Faust viel weniger, und so blieb es denn zuletzt beim Henrystutzen und seiner unfehlbaren Kugel, die man bloß zu denken brauchte.

In einem Punkte wich ich freilich von Old Shatterhand sehr ab. Ich schonte den besiegten Feind nicht und versuchte nie, ihn durch christliche Nachsicht und Milde zu bekehren. In dieser Hinsicht bekannte ich mich zu Gerstäcker und Cooper, wo viel weniger Umstände gemacht werden, ging also mit Skalpiern und Umbringen recht wild und blutrünstig grausam vor. Daß man einen besiegten Feind auf Seite 225 schon deshalb laufen lassen müsse, um ihn auf Seite 314 wieder einfangen zu können, verstand ich noch nicht. Ich schrieb ja damals noch keine Bücher, hatte keinen Bedacht auf Leser zu nehmen und wenn ich mit einem Abenteuer am Ende war, konnte ich ruhig wieder ganz von vorn beginnen und wiederholen, was mir gefiel.“

Leichter als andere Erzähler von Abenteuergeschichten macht es Karl May seinem jungen Leser, selbst zum Helden des im Lesen Durchlebten zu werden. Die Menschen der Jules Verneschen Bücher sind schematische Figuren, Automaten, Puppen, von einem einzigen Gedanken und Motiv getrieben. Psychologisches Vermögen, Kraft der Charakteristik gehen diesem Autor ab, seine Aufmerksamkeit ist auf äußere Dinge gerichtet, auf Technisches, Wissenschaftliches, auf Zahlen und Daten. Er vermag keine Menschen zu formen. Er kennt diesen Mangel [236] und auf daß man seine Personen voneinander zu unterscheiden imstande sei, gibt er jeder von ihnen irgendein Leitmotiv, eine komische Eigentümlichkeit, die sie ständig begleitet. Er läßt sie stottern, oder zerstreut sein oder die weite Gotteswelt nur unter irgendeiner höchst verbogenen Optik sehen. Sie müssen, um überhaupt eigenes Leben zu haben, allesamt zu Sonderlingen werden, zu Grotteskfiguren, zu Karikaturen. Für Karikaturen aber kann man sich nicht dauernd begeistern.

Friedrich Gerstäcker gelingen manchmal wirkliche Menschen, weit und reich und widerspruchsvoll und psychologisch echtfärbig. Aber als Epiker höherer Art ist er ihnen gegenüber zu objektiv, es strömt zu wenig Persönliches von ihm in sie, sie sind nicht Blut von seinem Blut, sie sind lebendig, aber nicht von seinem eigenen Leben erfüllt. Seine Welt ist mannigfaltig genug, ist voll von Spannungen und manchmal von literarischer Bedeutsamkeit, aber sie ist nicht der Tummelplatz solch begeisternder Prachtexemplare wie die Karl Mays.

Rudolf Hans Bartsch hat einmal die kluge Beobachtung gemacht, der dauernde Lebenswert eines Buches hänge davon ab, ob der Dichter in ihm ein „Prachtexemplar“ von Mensch geschaffen habe. Der Don Quixote ist so ein Prachtexemplar, der Gulliver ist eines, aber auch die Madame Bovary, der Hungerpastor, Raskolnikow, Oliver Twist, Richard der Dritte und der Steinklopferhans. Es gibt Prachtexemplare mit positiven und mit negativen Vorzeichen. Die Frage nach dem Prachtexemplar ist ein Querschnitt durch alle Ebenen [237] und alle Gattungen von Literatur und sie hängt in gewissem Sinn mit der energetischen Betrachtungsweise zusammen.

Solcher Prachtexemplare hat Karl May unzweifelhaft mindestens zwei geschaffen: den Ich-Helden seiner Romane und Winnetou, einen Vertreter europäischer Kultur und einen der Naturvölker, beide verwandt durch ihren tiefen Glauben an den Menschen und an Gott und an das Göttliche im Menschen. Kara Ben Nemsi und Old Shatterhand tritt als Fertiger in die Welt seiner Bücher ein, Winnetou lebt in sich die Entwicklung zu demselben Ziel. Beide sind in den psychologischen Grundzügen einfach und doch reich, ihr Reichtum ist nicht Verwicklung, sondern Tiefe. Auch Karl May kennt die Jules Vernesche Technik des grotesken Leitmotivs, aber er wendet sie bloß auf Nebenpersonen an, charakterisiert die minder wichtigen durch einfache Linien, die bisweilen zur Karikatur werden. Seine Hauptpersonen aber sind, so übersichtlich sie in ihrer Psychologie sind, doch von ethischer Wertigkeit. Und noch etwas: sie sind voll von persönlichem Leben, namentlich das Karl Maysche „Ich“, dieser Abenteurer mit dem weichen Herzen und zarten Gewissen, dieser Westmann mit der zerschmetternden Faust und der manchmal unbegreiflichen Langmut. Winnetou ist in diesem Sinn nur eine Abspaltung des Ich-Helden, er zeigt, wie man aus dem ethischen Naturzustand zu dem werden kann, was Old Shatterhand schon ist. Dieses Maysche Ich ist eine durchaus deutsche Schöpfung, ein späterer Nachfahre des eigentlich deutschen Nationalhelden Dietrich von Bern, der

lange gereizt [238] werden mußte, ehe er einmal hinschlug, wenn er es aber tat, gleich so, daß kein Gras mehr wuchs.

Daß es ein Ich ist, was da siegreich durch alle Abenteuer und Gefahren schreitet, erleichtert dem jungen Leser ungemein, in seine Persönlichkeit einzugehen und seine Energien sich zuzueignen. Kein gesunder Bub, der nicht nach den ersten Zweihundert Seiten schon Kara Ben Nemsis wäre, das heißt: scharfsinnig, helläugig, gewandt, mit Strömen von Kraft in allen Muskeln. Die ethische Wertigkeit scheint zunächst ohne Belang, ja sie wird dort, wo sie allzu große christliche Geduld gegenüber ausgesprochenen Rabenäusern ist, bisweilen nur mit einem Achselzucken ertragen. Aber auch sie wirkt weiter, ganz im Stillen, im Unbewußten, wo schließlich die großen Entscheidungen heranwachsen. Denn dieses Maysche Ich ist ein Starker, der seine Kräfte nicht mißbraucht, es hat den Willen zur Macht, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern im Dienst der Idee des Guten. Unmöglich, daß das Recht des Stärkeren, dieses Faustrecht nicht schließlich unter ethische Kontrolle gesetzt würde, daß seine rücksichtslose Ausnützung nicht gebändigt und gehemmt wäre durch sittliche Hemmungen.

Nicht bis zu den nur dem ethischen Genie zugänglichen letzten Konsequenzen, etwa einem unbedingten „Liebet Euere Feinde!“ und „Tut wohl denen, die Euch fluchen!“, aber doch bis zu dem Punkt, wo man einsieht, daß ein unvollkommener Sieg, der den Feind schont, bisweilen ein vollkommenerer ist. Man wird, im Bewußtsein des Besitzes solcher Energien und der Möglichkeit – symbolisch gesprochen – [239] seine Faust auch gelegentlich zerschmetternd niederfallen lassen zu können, zu einer freudigen Großmut vorschreiten, die kleine Anlässe nicht beachtet, um für große um so gerüsteter zu sein. Man wird lächeln können über jede Art von unnützer Aufgeregtheit. Man wird diese grunddeutsche Gelassenheit des Dietrich von Bern gewinnen. Man wird die Gefahr nicht heraufbeschwören, sie aber auch nicht fürchten, ja sogar vielleicht lieben, als eine Bewährung vor sich selbst und vor dem Leben, die von Zeit zu Zeit wiederholt werden muß. Es wird, was zuerst eine gespannte Bereitschaft zu leiblicher Balgerei war, eine psychologische Wendung nehmen, zu einer Abenteuerlust der Seele, die sich vor Neuem nicht mehr fürchtet, ja es anstrebt als eine gesunde Übung innerer Kräfte und gelegentliche Reinigung dumpf gewordener Gegenden in uns.

Man wird dieser Verinnerlichung der Energien zuletzt jene heitere Ueberlegenheit verdanken, die das letzte Merkmal wahrhaft freier Geister ist. Man wird eine fröhliche Wissenschaft vom Leben haben.

So wird bei gesundem Blut und gesunder Seele das Gesetz der Erhaltung der Energie auf uns Anwendung finden. Wir werden später noch dankbar erkennen, was wir den bunten Abenteuern und den Begeisterungen aus Karl Mays Büchern schuldig sind.

Der Film und Karl May¹⁵⁶

Eine Plauderei von Geh. Hofrat Universitätsprofessor D. Dr. Emil Se h l i n g

Vor nicht zu langer Zeit besuchte ich in Berlin ein Kino. Von dem Stück interessierte mich eigentlich nichts als die große Reklameanzeige des Zwischenaktes: Nächste Woche Beginn der großen May-Serie! Ich schrak zusammen, denn der Zeitpunkt für die Verfilmung Karl Mays schien mir noch verfrüht. Auch Du, mein Sohn Brutus, dachte ich. Als ich aber näher zusah, handelte es sich um Mia May, nicht um meinen May. Ich atmete auf. Aber das Film-Problem in Verbindung mit Karl May (es gibt übrigens auch einen Schriftsteller über Filmrecht mit dem Familiennamen May), hat mich seitdem nicht losgelassen, und so will ich denn hier meine Gedanken über das obige Thema als Mensch und als Jurist zusammenfassen.

[241]

I.

„Wer das Kino besitzt, dem gehört die Zukunft des deutschen Volkes“ rief einmal in einer philanthropischen Versammlung, der ich beiwohnte, ein Landpastor aus. Daß es gerade ein Geistlicher war, der diesen Gedanken aussprach, überraschte mich mehr als die Uebertreibung eines guten Gedankens. Filmenthusiasten gibt es viele. Einst verteidigte sich im Berliner Tageblatt ein Kinodichter (der Name ist mir entfallen, nennen wir ihn der Kürze halber Quasselmeyer), der Goethes Faust 2. Teil für das Kino bearbeitet hatte, gegen die ihm im Tageblatt gemachten Vorwürfe mit der Behauptung, daß seine Kinobearbeitung ästhetisch und volkserzieherisch auf derselben Höhe stehe, wie das Original, woran das Tageblatt die Bemerkung knüpfte, daß es diese frohe Hoffnung nicht ganz zu teilen vermöge, da in diesem Fall die Bearbeitung von Quasselmeyer, die Verse aber von Goethe seien.

Immerhin ist zuzugeben, daß der Film eine Macht geworden ist, ein Kulturfaktor ersten Ranges, zugleich ein Spiegelbild der Zeit.

Man beachte z. B., wie jetzt überall Filme aus dem Leben der Könige und Fürsten und zwar immer mit starker Betonung ihrer Schwächen, ihrer menschlichen, vielfach nur allzumenschlichen Seiten, nicht ihrer großartigen Leistungen vorgeführt werden. So Ludwig XV. und die Dubarry, oder Heinrich VIII. und Anna Boleyn, oder „Am Hofe des Sonnenkönigs (Ludwig XIV.)“, oder „August der Starke (mit dem für ein gewisses Publikum besonders anziehenden **[242]** Nebentitel: Der galante König)“. Von Ludwig I. von Bayern, dem genialen Schöpfer der bayerischen Kunst, wird ausgerechnet seine menschliche Irrung mit der Lola Montez gebracht, oder ein anderer Film behandelt in scheußlich-realistischer Weise das Drama von Mayerling, ein weiterer Film die tragische Episode Maximilians, Kaisers von Mexiko, eines Habsburgers, der ja ein Opfer der doppelzüngigen französischen Politik gewesen ist (zu welcher Tragödie der Seitensprung des Habsburgers Karl eine Art Satyrspiel bildet). Ist das System oder eine psychologische Folgeerscheinung der Staatsumwälzung? Ich glaube: beides. Das Publikum ist jetzt besonders empfänglich für die Herabsetzung der hohen Persönlichkeiten, für das In-den-Staub-ziehen der Götter, die es früher angebetet hat. Je mehr man sie früher angehimmelt hat, mit umso größerer Wollust empfindet man jetzt die Betonung der menschlichen Seiten, und es ist noch ein Ruhmesblatt des deutschen Volkes zu nennen, daß es sein Wollustgefühl im Kino austobt und nicht in den perversen Brutalitäten der Franzosen. Das Publikum freut sich also über solche Filme, und die Filmdichter erkennen den Geschmack, der ihre Kassen füllt und schaffen daher die entsprechenden sogenannten „Kunstwerke“.

Ein anderes Kapitel dieser Art bilden die Filme zur Aufklärung, nicht etwa zur religiösen, politischen, geschichtlichen, philosophischen, technischen usw. Aufklärung, sondern ausgerechnet zur sexuellen Aufklärung. Sie stehen mit dem revolutionären Wollustgefühl offenbar in naher Verwandtschaft. Daß die geschlechtliche Aufklärung Sache der Familie sei, ist **[243]** ja ein Standpunkt, der schon vor der Revolution vielfach als überwunden galt. Es ist noch nicht lange her, daß man in weiten Kreisen die sexuelle Aufklärung als ein Lehrfach der Schule forderte. Wie schön würde sich z. B. als Thema für einen deutschen Aufsatz ausnehmen: „Wie kläre ich meine Eltern sexuell auf?“ (Nebenbei bemerkt: Mein Lehrer im deutschen Aufsatz

¹⁵⁶ Wir vermeiden es vorläufig, dieses Stoffgebiet des näheren im Jahrbuch zu behandeln, um nicht vorübergehende Zeiterscheinungen in einem Dauerwerk niederzulegen. Der obigen, allgemeinen Betrachtung haben wir jedoch wegen ihrer grundsätzlichen Bedeutung gern Raum gegeben. Die Herausgeber.

würde für dieses Thema wahrscheinlich folgende Disposition vorgeschlagen, d. h. richtiger vorgeschrieben haben: Einleitung: Die Eltern sind meistens, als aus der alten Zeit stammend, unaufgeklärt. Daher ist ihre Aufklärung im Interesse der Kinder und der menschlichen Gesellschaft notwendig. I. Teil: Die Aufklärung des Vaters, II. Teil: Aufklärung der Mutter [über die Reihenfolge kann man streiten, nähere Begründung hierfür!], III. Teil: die Aufklärung beider Eltern. Schluß, „der die Herzen der Zuhörer im Sturm erobern soll“: Apotheose der neuen Zeit).

Eine Aufklärung durch die Schule ist nicht mehr nötig, das besorgen jetzt unter anderem das Kino und die Photographien der anziehendsten Szenen vor den Eingängen der Kinotheater. Ob das folgende Geschichtchen schon eine solche Wirkung des Kinos ist, will ich nicht untersuchen, das Geschichtchen aber selbst mitteilen. Ein Lehrer der Fortbildungsschule erzählte mir in diesen Tagen, daß er der Klasse die Aufgabe gestellt habe, Sätze mit „teils, teils“ zu bilden, worauf eine Fortbildungsschülerin den Satz gebildet habe: „Meine Eltern sind teils männlichen, teils weiblichen Geschlechts.“ Damit der Leser sogleich einen Vorgeschmack für die späteren juristischen [244] Erörterungen bekommt, werfe ich hier die Frage auf, wer für diese Anekdote urheberrechtlich geschützt ist: die Schülerin, der Lehrer oder ich, und beantworte die Frage mit: Ich. Der Nachdruck des Geschichtchens (nicht aber das Nacherzählen) wird daher verfolgt nach dem Gesetz betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und Tonkunst vom 19. Juni 1901 und das Uebersetzungsrecht in alle fremden Sprachen wird vorbehalten. Oder ist der freundliche Leser der Meinung, daß der Witz dies nicht verdiene? Dann gebe ich ihn frei.

Es ist noch nicht lange her, da strotzten die Berliner Kinos von Filmen mit geschlechtlichen Problemen. Inzwischen ist man in Berlin offenbar genügend aufgeklärt (ob man es nicht schon vorher zur Genüge gewesen sei, will ich nicht untersuchen, man könnte mir sonst bayerische Voreingenommenheit im Zusammenhang mit der Einwohnerwehrfrage vorwerfen). Jetzt muß die Provinz aufgeklärt werden. Man kann denselben Gedanken auch anders ausdrücken: die abgeleiteten, schon mehr oder weniger flimmerig gewordenen Filme kommen jetzt in die Provinz, dafür sind sie dann noch gut genug. So trifft sich z. B. die: „Arme Eva“ mit dem „Mädchen aus der Ackerstraße“, die „Frau mit der Vergangenheit“ illustriert den „Liebesrausch“, oder den „Kampf der beiden Geschlechter“; in Wien ist zurzeit der verbreitetste Film die „Zwei Mädchen aus Paris“. Vor kurzem wurde in Nürnberg vorgeführt der Film „Sitten und Gebräuche im Geschlechtsleben mit 60 Lichtbildern“. Hier stoße ich auf eine juristische Frage. Wenn jemand mit hochgespannten Erwartungen [245] in dieses Kino hineingeht und nun allerlei kulturhistorische Bilder über die Gebräuche bei Verlobungen und Eheschließungen der Völker vorgeführt erhält, also nicht das, was er erwartet hat, welche Ansprüche hat er dann? Der Fall liegt ähnlich, wie bei einer Anzeige, die neulich durch die Tageszeitungen ging. Hier versprach jemand gegen Einsendung von 2 Mark die portofreie Zusendung eines Buches mit dem vielverheißenden Titel: „Was muß ein junges Mädchen vor der Ehe wissen“? Und die Einsender, (es sollen in kurzer Zeit über 20 000 gewesen sein) erhielten ein – Kochbuch übersandt. Wie oft wird auf der Kirchweih ausgerufen, „Wer unbefriedigt das Lokal verläßt, erhält an der Kasse sein Eintrittsgeld zurückgezahlt“. Es hat noch niemand auf diese Weise sein Geld zurückverlangt, geschweige denn erhalten.

Der heutige Film zielt auf Sensation, er arbeitet heute mit aufregenden, nervenaufpeitschenden Mitteln, er ist in einem offenbaren Niedergang begriffen, in der Gefahr auf den Stand des Hintertreppenromans herunterzusinken. So spielt man zurzeit in Nürnberg den Film „Der Leichenraub um Mitternacht“. Nicht genug: der Leichenraub, sondern er muß auch gerade noch um Mitternacht vorgenommen werden. Ein besonders erschwerendes Moment, wie der Jurist sagen würde. Es erinnert mich das an die Verteidigungsrede eines jungen Anwalts. Er hatte zwei Einbrecher zu verteidigen. Bei dem einen hob der Staatsanwalt besonders die Frechheit hervor, daß er am hellichten Tag eingebrochen sei und bei dem [246] zweiten besonders den Umstand, daß er die friedliche Ruhe der Nacht zu seinem Handwerk benutzt habe. Da rief der Verteidiger aus: Ja, meine Herren, wann soll denn der Mensch eigentlich stehen?

Wenn die durch den Krieg und die Revolution aufgerüttelten Nerven sich beruhigt haben werden, wird man wieder nach einer gesunderen Kost verlangen. Anzeichen dafür sind schon jetzt vorhanden. Das Kino falle aber nur nicht gleich wieder in ein anderes Extrem. Mit sogenannten lehrhaften, moralischen, gutgemeinten Werken wird man auf die Dauer die Kinos nicht füllen. Ebenso wie der Schüler stets lieber zu seinem Karl May, als zu einem langweiligen, von den Lehrern besonders angepriesenen (das ist für den normalen Schüler von Haus aus verdächtig) Werk greifen wird. Das Volk wird nach wie vor eine spannende Handlung verlangen, und dafür ist auch der Film besonders geeignet. Ich entsinne mich mit Vergnügen, wie ich kurz

vor dem Kriege in Südfrankreich die „Drei Musketiere“ von Dumas im Kino gesehen habe. Auch Indianergeschichten werden sich stets gut für das Kino eignen. Eine Dame, die die ersten Wochen nach Ausbruch des Kriegs in Mentone verlebt hat, erzählte mir folgendes komische Erlebnis. Eines Tages kamen die Einwohner einer Seitental von Mentone entsetzt in die Stadt geflohen mit dem Ruf, die Preußen sind da und erzählten die furchtbarsten Dinge von dem Aussehen dieser Prussiens, bis sich herausstellte, daß die bekannte Filmfirma Pathè frères in Nizza einen neuen Film in dem Tale probiert und aufgenommen hatte, der einen Ueberfall von Indianern [247] darstellte. Die biederen Franzosen hatten die Indianer für Preußen gehalten; in der geographischen Aufklärung sind die Franzosen ja immer weniger stark gewesen, als wie etwa in der sexuellen.

Für solche gesunde Volksnahrung im Kino würden sich auch ganz besonders Karl Mays Reiseerzählungen eignen. Wie schön würden sich z. B. im Kino die Heldentaten eines Winnetou ausnehmen! Und damit kommen wir zu dem zweiten Teil unserer Plauderei, zu einer Betrachtung von Karl May in Beziehung zum Film unter juristischem Gesichtswinkel.

II.

Der Film setzt ein „drehreifes Manuskript“, ein „fertiges Szenarium“ voraus. Diesem geht vorher die Dichtung, nach der das Szenarium angefertigt ist, falls es nicht originär im Kopf des Filmdichters entsteht. Dann folgt die Darstellung des Szenariums, deren Durchführung natürlich von den Darstellern und der Tüchtigkeit des Regisseurs abhängt. Hierauf kommt die Photographie. Die nunmehr folgende Aufführung im Theater ist an allen Orten dieselbe. Abgesehen von dieser eigentlichen Vorführung, die rein mechanisch ist, haben wir in allen diesen Vorgängen eine mehr oder weniger eigenschöpferische Tätigkeit zu erblicken. Sowohl das Dichtungswerk wie das Szenarium, wie die photographische Aufnahme der Ausführung des Szenariums haben Recht auf Schutz, selbst wenn sie noch so minderwertig sein sollten. Auf die künstlerische Höhe kommt es nach den Urheberrechtsgesetzen nicht an. Es ist dies in allen Fällen so. So werden, um ein anderes Beispiel zu gebrauchen, [248] die Briefe Goethes an Frau von Stein ebenso geschützt wie die Briefe der Maruschka an den Kanonier Kazmarek in Döberitz (selbstverständlich auch dessen Antworten).

Im Zusammenhang mit dem Karl-May-Problem bewegt uns vor allem der Schutz gegen unbefugte Verfilmung. Die unerlaubte Verfilmung eines Schriftwerks war früher eine bestrittene Frage. Die Gesetze von 1870 und 1901 enthielten darüber nichts. Man kann daraus dem Gesetz keinen Vorwurf machen. Es bestand damals überhaupt noch keine Filmfrage, und ein Gesetzgeber kann kein Prophet sein. Es ging hier so wie seinerzeit mit dem Diebstahl an der Elektrizität. Weil die Sachverständigen nicht behaupten konnten, daß die Elektrizität eine „Sache“ sei, konnte der Diebstahl nicht unter den Wortlaut des Gesetzes gebracht werden. So war es auch mit dem Film. Die einen sagten: Wenn die Verfilmung eines fremden Schriftwerks nicht unter einen Paragraphen des Nachdruckgesetzes gebracht werden kann, so ist sie eben nicht verboten. Das war wenigstens folgerichtig, wenn auch unerfreulich. Andere quälten sich damit ab, die Verfilmung doch unter einen Paragraphen zu bringen; so sagten die einen: Der Film ist eine „Vervielfältigung“. Aber ganz sicherlich gegen den ausdrücklichen Wortlaut des Gesetzes, der die Fälle der Vervielfältigung ausdrücklich aufzählt. Ein sehr bekannter, vor kurzem verstorbener Gelehrter bezeichnete die Verfilmung als „aufführende Wiedergabe durch Ersatzmittel“. Nun sind wir ja an allerlei Ersatzmittel durch den Krieg gewiß gewöhnt, aber das Kino als „Ersatz“ für dramatische Aufführungen [249] zu behandeln, ist doch eine unerlaubte Uebertreibung im Sinn des obengenannten Herrn Quasselmeyer. Es war daher gut, daß man die Lücke durch Novelle vom 22. Mai 1910 ausgefüllt hat. Diese Novelle hat dem § 12 des Gesetzes von 1901 eine Nummer 6 hinzugefügt und verbietet „die Benutzung eines Schriftwerks zu einer bildlichen Darstellung, welche das Original seinem Inhalte nach im Weg der Kinematographie oder eines ihr ähnlichen Verfahrens wiedergibt“. Eine Ausnahme stellt aber der § 13 Abs. 1 fest: „Unbeschadet der ausschließlichen Befugnisse, die dem Urheber nach § 12 Abs. 2 zustehen, ist die freie Benutzung seines Werkes zulässig, wenn dadurch eine eigentümliche Schöpfung hervorgebracht wird.“

Solange also das Urheberrecht an den Schriften Karl Mays besteht, d. h. also 30 Jahre nach seinem Tode, haben die Erben bzw. der Verlag auch das ausschließliche Recht der Benutzung dieser Schriften zum Zwecke der Kinematographie. Diese Befugnis findet aber ihre Grenze in der eigentümlichen Nachschöpfung anderer.

Es handelt sich für die Erben Karl Mays zunächst um die Frage: Ist sein Werk gegen eine Kinobearbeitung durch andere geschützt, und erst in zweiter Linie um die Frage, wie die von seinen Erben nach seinen Werken etwa hergestellten Filme geschützt sind.

Was heißt „freie Benützung mit der Wirkung einer eigentümlichen Schöpfung“? Es ist dies dieselbe Frage, wie wir sie bei der Bearbeitung von Romanen zu Dramen durch Unberechtigte zu entscheiden haben. Ich kann mich hier nicht ausführlich darüber verbreiten, meine aber, daß man nicht streng [250] genug in der Beurteilung der „Eigentümlichkeit“ der Schöpfung sein kann. Hat die Autorentätigkeit des Bearbeiters nur eine geringe geistige Anstrengung erfordert und weicht sie im Aufbau, in der Gedankenführung, in der Wiedergabe der Handlung nur wenig vom Original ab (und das wird beim Kino meistens der Fall sein), so liegt eine bloße „Bearbeitung“ vor, die der Genehmigung der Erben Karl Mays bedarf. Nur der Urheber und seine Erben selbst können „bearbeiten“, wie sie wollen, so gut oder so schlecht wie sie wollen, aber unberechtigte Dritte sollen ihren Geist anstrengen und eine eigene künstlerische Tat vollbringen.

Ist nun die Bearbeitung unerlaubt, d. h. ohne Erlaubnis des Urhebers vollzogen und auch keine eigentümliche Schöpfung, so ist das Filmbuch widerrechtlich entstanden und verletzt das Urheberrecht des Autors, der demnach die Verwendung verbieten darf. Trotzdem besitzt ein solches Buch wieder einen eigenen Urheberschutz. Denn natürlich ist derjenige, dessen Filmbuch durch einen Dritten widerrechtlich zur Bearbeitung genutzt wird, dagegen geschützt und der unberechtigte Verfilmer macht sich dadurch nicht weniger strafbar, daß das Filmbuch selbst widerrechtlich entstanden war. Es verhält sich dies hier nicht anders als wie mit dem Dieb, der eine bereits gestohlene Sache stiehlt. Ich habe in meiner Leipziger Praxis einmal einen dänischen Autor vertreten, der von seinem Werk eine deutsche Uebersetzung veranstaltet hatte und verklagt wurde, weil er bei dieser deutschen Uebersetzung eine deutsche Uebersetzung benutzt haben sollte, die ein deutscher Autor von [251] seinem dänischen Originalwerk widerrechtlich ohne Erlaubnis des Dänen angefertigt hatte.

Ebenso ist derjenige, der ein Filmwerk ohne Erlaubnis des Urhebers des Filmbuchs herstellt, selbst wieder gegen Dritte geschützt, selbst wenn dieses Filmbuch unerlaubt entstanden sein sollte. Er selbst handelt widerrechtlich wie schon der von ihm benutzte, unberechtigte Urheber des Filmbuches. Aber er ist selbst wieder gegen Dritte geschützt, er hat alle negativen Befugnisse des Verbotungsrechts gegen Dritte, jedoch keine positiven Befugnisse, d. h. kein Recht der Benutzung ohne Erlaubnis seines Vordermannes. Und so weiter ins Unendliche.

Die Erlaubnis eines Romanschriftstellers zur Bearbeitung seines Romans als Kinodrama schließt natürlich alle Befugnisse zu Filmzwecken in sich, d. h. nur für denjenigen, dem die Erlaubnis erteilt worden war. Da durch das Filmbuch unter Umständen ein völlig neues Urheberrecht entsteht, so richtet sich dessen Dauer auch nicht nach dem Leben des ursprünglichen Romanverfassers, sondern nach dem Leben des neuen Urhebers. Selbst wenn also Karl May 30 Jahre verstorben sein sollte, so können neue inzwischen entstandene Urheberrechte fort dauern, wie z. B. an den von den berechtigten Erben hergestellten Szenarien. Vgl. das literarische Urheberrechtsgesetz § 35. Maßgebend ist der Zeitpunkt der Veröffentlichung durch den Film, denn daß das Szenarium als Buch erscheint, wird selten vorkommen.

Der Film ist weiter geschützt als Photographie (Ges. betr. das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und der Photographie vom 9. Januar 1907). [252] Auch hier ist es gleichgültig, ob die Tätigkeit eine handwerksmäßige oder eine künstlerische war. Auch hier kann durch das Photographieren des Films ein neues geschütztes Urheberrecht entstehen mit negativen, aber nicht positiven Wirkungen. (Vgl. § 15 und 15a des angeführten Gesetzes mit Novelle vom 22. Mai 1910.) Das photographische Urheberrecht verbietet vor allen Dingen, daß von einem Film neue Filme durch Kontaktabzüge oder auch durch Neuaufnahmen hergestellt werden. Wer dagegen nach Ansehen eines Films selbst ein Szenarium anfertigt, den Film wieder stellt und photographiert, der erwirbt ein abhängiges Urheberrecht nach § 15 Abs. 2. Weicht das neue Werk aber so sehr vom ursprünglichen ab, daß es als eine eigentümliche Schöpfung anzusehen ist, liegt ein neuer Film vor, und gegen diesen ist der alte Filmberechtigte nicht geschützt.

Durch die Photographie können übrigens nur Werke der bildenden Kunst nachgebildet werden, nicht auch literarische. Höchstens könnte dies der Fall sein, wenn ein ganzes Gedicht oder ein Brief oder andere Textstellen (wie z. B. Ha, schweig, du Verruchte! – – Drei Tage später – –) aufgenommen werden, dann handelt es sich um Vervielfältigungen nach § 11 des literarischen Urheberrechtsgesetzes, wobei aber ein abhängiges Urheberrecht, das photographische des § 15 Abs. 2 des Kunsturheberrechtsgesetzes,

entstehen kann.

Man sieht, es gibt hier recht schwierige juristische Fragen. Einige andere sollen noch erwähnt werden: Wie ist es z. B. mit der Uebnahme von originellen Ideen? Es ist merkwürdig. Wenn irgend ein neuer **[253]** Gedanke die Menschen bewegt, so taucht er auch gleichzeitig in zahllosen Filmen verwertet auf. So spukte eine Zeitlang in den Köpfen der Menge die Lehre von den Strahlen, durch die alle Kraftmaschinen ersetzt werden, oder die Idee von der Spaltung der Atome, das Ideal aller Faulpelze und verschwommenen Weltverbrüderer. Da bringt ein Film z. B. das Wort „Algolstrahlen“. Es ist zwar nicht ersichtlich, was der Stern Algol mit den Strahlen zu tun haben soll, aber je weniger man sich darunter vorstellen kann, um so geheimnisvoller klingt die Sache. Kaum ist das Wort aufgetaucht, so findet man es in allen möglichen Kinobearbeitungen; so in einem neuen Film als „Algol-Diamanten“. Noch gar nicht verfilmt ist zurzeit die „Telekinese“, die Kraft, durch die ungebildete Mädchen (denn merkwürdigerweise sind es stets Medien aus diesen Schichten) Kartoffeln und sonstige Gegenstände des täglichen Bedarfs fliegen lassen können. Aber es wird schon kommen. Man kann dann den Spuk von Resau und Dietersheim kombinieren. In Resau flogen bekanntlich mit Vorliebe Schinkenknochen, Dietersheim bringt dann die dazu gehörigen Kartoffeln. Gegen eine derartige Benutzung von Namen und Ideen besteht kein Schutz. Ebenso wäre es, wenn man aus Karl Mays Reiseabenteuern etwa die Silberbüchse übernehmen würde (vielleicht umgewandelt in eine Goldbüchse oder in eine „Algolbüchse“). Der Urheber dieser neuen Idee brauchte sich hier nicht einmal hinter den Schutz einer eigenschöpferischen Tätigkeit zu verschanzen.

Auch die Titel sind vogelfrei. Wenn jemand z. B. **[254]** eine Filmserie unter dem Titel „Karl Mays Reiseabenteuer in Babylonien“ erscheinen ließe und unter diesem Titel irgend eine Phantasie brächte, so wären Karl May und seine Erben dagegen nicht geschützt. Es sei denn, daß vielleicht eine Verunglimpfung der Persönlichkeit Karl Mays damit verbunden wäre (§ 189 Strafgesetzbuch.)

Man sieht: Das Filmrecht weist noch zahlreiche Lücken auf, wie das Urheberrecht überhaupt. Eine streng juristische Untersuchung der mit einer etwaigen Verfilmung entstehenden Fragen will ich mir für ein anderes Mal versparen. Eigenartig wäre es jedenfalls, wenn, wie mit Wagners Parsifal, so auch mit Karl Mays Schriften der Anstoß zu neuen Untersuchungen und Verbesserungen der Urheberrechtsgesetze gegeben werden sollte.

Eine von Karl May selbst gewiß am wenigsten geahnte Wirkung seines künstlerischen Schaffens!

[(255)]

Die Bedeutung des Wortes „Winnetou“

Von Adalbert Stütz

©

Karl May, die Jugendschriften-Warte und ich

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt

Ich habe in meinem Buche „Gerechtigkeit für Karl May!“ bei Darstellung der literarischen Kämpfe, die Karl May bei seinen Lebzeiten, und die nach seinem Tode sein Verlag mit seinen Gegnern zu führen hatte, auch die *Jugendschriften-Warte* nennen müssen. Ton und Inhalt dieser Erwähnung gefielen deren jetzigem Herausgeber, Herrn Hermann L.[Leopold] Köster, nicht und veranlaßten ihn zu einem Aufsatz, der unter dem Titel: „Karl May, Ludwig Gurlitt und wir“ in Nr. 2/3 1921 seiner Zeitschrift erschienen ist.

Meine höfliche Anfrage bei dem Verfasser, ob er mir zum Zwecke der Verständigung sein Blatt zur Verfügung stellen wolle, ließ er unbeantwortet. Mich muß diese Verletzung des literarischen Taktes um so mehr verwundern, als mich Köster in seinem Aufsatz wiederholt persönlich anredet und von mir Aufklärung erbittet. So schreibt er: „Ist das Hetze? Herr Professor? Wir ersuchen um den Nachweis!“

Da mir also Köster, ehe ich ihm den erbetenen Nachweis geben konnte, die Tür vor der Nase zugeschlagen [265] hat, so entsprechen die Herausgeber des Jahrbuchs meiner Bitte, mir eine Rechtfertigung zu ermöglichen.

Kösters Besprechung meines Buches umfaßt nur drei Spalten und zerfällt in drei Teile: ein allgemeines Urteil in aller Kürze, eine genauere Behandlung der Frage, wie ich mich über die Prüfungsausschüsse und die *Jugendschriften-Warte* geäußert habe, mit Abwehr meiner vermeintlichen Irrtümer, und schließlich eine kurze Begründung, weshalb er und die Leser der *Jugendschriften-Warte* in dieser Frage sich mit mir nicht verständigen können.

Ich will nicht mein Lebenlang im Dienste der klassischen Philologie gestanden haben, ohne meine darin erlernte kritische Methode an dieser Urkunde zu erproben, um ihren Wahrheitsgehalt klarzustellen.

Köster bedauert, daß ich dieses Buch über Karl May geschrieben habe, da er mich kenne und schätze. Er kündigt damit ein durch die Wahrhaftigkeitspflicht seinem Herzen gleichsam abgenötigtes Bekenntnis an, das besagt: *Amicus Plato, magis amica veritas* („Lieb ist mir Plato, lieber noch die Wahrheit“). Ein gewissenhaftes Zeugnis wird man ohnedies bei einem Namen voraussetzen, dessen Sachlichkeit das Vertrauen der sämtlichen Prüfungsausschüsse genießt, und der das verantwortungsvolle Amt eines öffentlichen Richters über den sittlichen Wert der deutschen Jugendschriftstellerei verwaltet. Denn das höchste sittliche Gebot ist das der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit: ohne diese kann ein Richter nicht bestehen. Was schreibt also Köster über den Wert meiner Arbeit?

[266] „Bei der Lektüre dieser Streitschrift wurde ich an seiner (Gurlitts) Urteilsfähigkeit irre. Ich kenne kaum ein Buch, in dem die Logik so Kopf steht wie hier. Haß und Liebe scheinen ihn in gleicher Weise blind gemacht zu haben, Haß gegen Mays Gegner oder ‚Feinde‘, Liebe zu May selbst.“

Hier ist jedes Wort sorgsam erwogen und beansprucht, als vollwertig entgegengenommen zu werden. Ich denke mir, es bestände von irgend einem Gelehrten des Altertums eine solche kurze Notiz über einen anderen, uns verloren gegangenen Autor: man würde jedes Wörtchen genau auffangen und danach den Wert jenes alten Autors festlegen. Wer dergleichen oft erlebt hat, der lernt den Worten gegenüber die nötige Verantwortlichkeit.

Ich kann nun freilich nicht Richter meiner eigenen Arbeit sein, aber ich darf mich auf Zeugen berufen. Von sämtlichen Besprechungen, die mir bisher zu Gesicht gekommen sind, wird gerade die Sachlichkeit und Gerechtigkeit meiner Urteile anerkannt. Ich mag manche Besprechungen nicht kennen, bitte deshalb den Karl-May-Verlag, die Preßstimmen über mein Buch mit Stichproben bekannt zu geben, und verpflichte ihn auf Ehre, kein mir ungünstiges Zeugnis zu verschweigen¹⁵⁹. Die Literarische Beilage zur ‚Augsburger Postzeitung‘ schreibt (21. Januar 1920):

Gurlitts Schrift muß als ein offenes und ehrliches Wort für Karl May begrüßt werden. Gurlitt geht pädagogisch, psychologisch, auch graphologisch zu Werke. Es ist ihm nicht [267] um ein Lebensbild, sondern um eine Charakteruntersuchung zu tun. Der Verehrer Karl Mays freut sich, wie glänzend Gurlitt den großen Liebling des Volkes rechtfertigt, und mit wissenschaftlichen

¹⁵⁹ Mit alleiniger Ausnahme von Kösters Entgleisung ist Gurlitts Werk durchweg von der Presse zustimmend beurteilt worden.
Die Herausgeber.

Beweismitteln rechtfertigen kann. Wer sich ‚neutral‘ zum May-Problem verhält, der wird zugeben müssen, daß Gurlitt viele ausgezeichnete Materialien psychologisch-pädagogischer Natur zur Klärung der Karl-May-Frage, die keine literarische mehr, sondern eine rein menschliche geworden ist, beigetragen hat. Gurlitt hätte seinem Buche keinen schöneren Titel geben können als „Gerechtigkeit für Karl May!“ Dem Toten soll sie werden, wenn sie auch dem Lebenden vorenthalten blieb.

Wie der Titel meines Buches besagt, und wie ich gleich im Vorwort angekündigt habe, lag der Antrieb zu dieser Arbeit in meinem Sinne für Gerechtigkeit. Köster behauptet also, daß ich das Gegenteil von dem geleistet hätte, was ich erstrebt und angekündigt habe. Ein solcher Mißerfolg wäre nur auf zwei Weisen zu erklären: entweder müßte meine Ankündigung als lügnerisch gelten, oder meine Arbeit als Ergebnis eines geschwächten Gehirns. Köster nimmt das zweite an. Mit der Behauptung allein ist aber noch nichts geleistet. Er müßte, wenn er auf Glauben Anspruch macht, für eine solche Anklage Beweise beibringen; er müßte nachweisen, daß meine methodischen Grundsätze, die ich auf S. 8 vortrage, falsch sind, oder daß ich diese auch von ihm als richtig erkannten Grundsätze nicht gewissenhaft befolgt hätte; er müßte weiter den Nachweis erbringen, daß ich in der richterlichen Funktion, die ich auf mich genommen hatte, irgend einer Partei das Wort entzogen, und wissentlich Zeugnisse von Gewicht unterschlagen hätte. Ein aus Leidenschaft blinder Richter ist schlimmer als gar keiner, ist wie ein feiger Offizier, wie ein [268] Betrüger als Bankdirektor, wie ein Hochverräter als Minister.

Ich behaupte aber, und jeder kann sich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen, daß ich gerade die schärfsten Gegner Mays in ihren wichtigsten Äußerungen uneingeschränkt habe zu Worte kommen lassen, daß ich ihre Angaben Satz für Satz geprüft, und die Gründe meiner Ablehnung gewissenhaft vorgelegt habe. Ich behaupte ferner, daß ich die Fehler und Schwächen in Karl Mays Charakter und Schriftstellerei mit Zeugnissen seiner Gegner und mit eignen aufgedeckt und dazu auch die Gutachten persönlich unbeteiligter Sachverständiger (Charakterologe Ludwig Aub, Handschriften-Analytiker Dr. [Ludwig] Klages, Heilpädagoge Richard Engel) eingeholt, und daß ich deren Zeugnisse ungekürzt und ohne Kritik wörtlich vorgelegt habe, obgleich sie für Karl Mays Wesensbeurteilung zum Teil wenig günstig sind. Meine eigene Kritik geht gegen May mehrfach so streng vor, daß ich die Vorwürfe seiner Freunde fürchten mußte. Ich bekenne offen, daß May keine durchaus wahrhaftige Natur war, daß seine Jugendverfehlungen von ihm selbst zugegeben werden und daß eine krankhaft gesteigerte Phantastik ihn oft gegen die schlichte Wahrheit fehlen ließ; ich sage offen, daß mir seine Frömmigkeit wesensfremd ist, und daß ich auch für seinen Hang zur Symbolik und Mystik wenig Sinn habe; ich tadle dieses und jenes an Geist und Bau seiner Erzählungen, und an ihrem Stil, den ich mitunter als „kitschig“ empfinde; ich zitiere (S. 143) mit nur leisen Einschränkungen das Gesamturteil von Mahrholtz [269] über Karl May, das lautet: „Nicht ohne eine gewisse Wehmut sieht man, welch ein bedeutendes Talent aus Mangel an Distanz zu sich selber, aus Mangel an Selbstkritik nicht zu rechter Auswirkung kam.“ Ich selbst schreibe wörtlich (S. 157): „May vermag seine Symbolisierung des Lebens nicht zu klarer Abgeschlossenheit zu erheben;“ ferner: „Seine Schriften wurden mit den Jahren unklarer, symbolischer, mystischer und stilistisch immer schwächer. – – Ernstes kommt ihm zu leicht, zu äußerlich, zu rhetorisch heraus, wirkt deshalb nicht überzeugend, umgekehrt klingt manches, das kein starkes Gewicht haben soll, zu schwer und wuchtig: es fehlt eben zweifellos oft an dem, was man Stil nennt, an dem völligen Ausgleich, dem Zusammenklang von Inhalt und Ausdruck, von Gedanken und Form.“

Das sind nur Proben, die sich leicht vermehren ließen, aber schon ausreichen, um den Vorwurf ‚blinder Liebe für Karl May‘ als haltlos zu erweisen. Weshalb verschweigt denn alles dieses der Kritiker meines Buches, der so streng ist in seinen Ansprüchen an Karl Mays Wahrhaftigkeit?

Wie steht es nun mit meinem angeblich blinden Haß gegen Mays Gegner oder Feinde? Mit dem sachlichen Gegner verfare ich in einem Tone, wie er zwischen Menschen von Zivilisation üblich ist: ich spreche ihnen ihr uneingeschränktes Recht auf Ablehnung der Schriften zu, die ihnen nicht gefallen; ich behandle sie mit der Achtung, die jeder Mensch verdient, der sich nicht durch offenkundige Gesinnungserbärmlichkeit selbst um den Anspruch auf Achtung gebracht hat. Die Vertreter der Jugendschriften-Warte im [270] besonderen behandle ich in meinem Buche mit einem solchen Grade von Hochachtung, daß sie sich damit wohl zufrieden geben dürften: Ich nenne sie ‚Männer, die sich gewissenhaft, leidenschaftslos und ernsthaft mit dem May-Problem beschäftigt haben‘, und deren Urteil ‚jedenfalls Gewicht‘ hat.

Mit Mays Feinden gehe ich hart ins Gericht. Ich hasse und verfolge nicht nur als Mays, sondern als der Menschheit Feinde alle die, die um der eignen Vorteile willen mit den gemeinen Waffen der Verleumdung und Verhetzung kämpfen. Ich wahre mir auch mein Recht; *un chat un chat, un fripon un fripon* (d. h. eine Katze eine Katze, einen Schuft einen Schuft) zu nennen, und Leute, die wissentlich über andere die Unwahrheit verbreiten, obgleich ihnen von jenen kein Unrecht zugefügt worden ist, und die trotz besserer Belehrung auf ihr Unrecht sogar noch pochen, in der derbsten Sprache nach dem Grundsatz zu bedienen: „à un corsaire un corsaire et demi!“ („Auf einen Freibeuter anderthalb Freibeuter!“).

Trotzdem nennt Köster mit Unrecht meine Schrift eine „Streitschrift“: Abwehr unberechtigter Feindseligkeiten ist es, Herstellung der Gerechtigkeit, Wiedergutmachung alter Schuld. War May der Angreifer, oder waren es nicht die, die jetzt über Gewalt klagen? Dr. Hans Ludwig Rosegger nennt meine Schrift (Heimgarten 1920) ‚ein Arsenal von Wissen, von warmer Milde und tiefer Menschenkenntnis‘, hat also darin nichts verspürt von ‚blindem Hasse‘.

Wie steht es nun weiter mit meiner Urteilsfähigkeit und meiner kopfstehenden Logik?

[271] Köster meint, es steht mit beiden ganz kläglich. Obgleich er nach eigenem Geständnis zur Zeit die ausgebreitetste Sachkenntnis auf dem Gebiet der Jugendschrift in Deutschland zu besitzen glaubt, also den ganzen Wust und Schund der Sudelpresse zu lesen bekommt, Schriften von Leuten, die nicht fehlerlos schreiben können, und deren schriftstellerische Fähigkeiten für einen Tertianer-Aufsatz nicht ausreichen, trotzdem ist ihm doch kaum ein Buch bekannt, in dem die Logik so Kopf steht, wie in meinem. Diese lächerliche Uebertreibung richtet sich selbst. Man darf den Mund nicht so voll nehmen, wenn man überzeugen will. Es wäre von ihm taktisch klüger gewesen, mir einige billige Zugeständnisse zu machen und meiner Schrift statt der blanken 5, etwa noch die Note 3 – 4, also ‚im ganzen befriedigend‘ zu bewilligen. Daß ich hellen Unsinn geschrieben haben soll, glaubt ihm kein Mensch; denn schon ist ein neues Werk von mir auf dem Markte, ‚Erotica Plautina‘ (Propyläen-Verlag, Georg Müller, München 1920) und eine 4bändige Plautus-Uebersetzung nahe bevorstehend und schon angekündigt (Propyläen-Verlag, Berlin SW 68), Werke, die kein Verlag, von normalem Geschäftssinn und von normalen Lektoren bedient, einem Wirrkopf anvertrauen wird, zumal heut nicht! Mit- und Nachwelt, die durch Köster an meinem Verstande irre gemacht worden sind, können seinen Zustand während der Jahre von 1915 – 1920 an diesen Arbeiten ermessen und werden ihn dem Kösterschen zur Not noch gewachsen finden.

Wieder muß ich um Belege bitten und zwar aus einigen Stellen innerhalb meines Buches, die gegen [272] die bekannten Gesetze der Logik verstoßen. Köster scheint seinen Vorwurf mangelnder Logik durch vermeintliche Widersprüche begründen zu wollen. Das wäre freilich ein logisches Fehlen seinerseits. Denn Widersprüche sind mit klarster Logik sehr wohl verträglich. Nietzsche ist voller Widersprüche und dabei stets klar und logisch. Emerson schreibt: „Sage heute fest deine Ueberzeugung und morgen gleich überzeugt das Gegenteil, wenn sich inzwischen deine Ueberzeugung geändert hat!“ Aber auch das Wenige, das Köster mir als Widersprüche nachweisen will, ist von ihm nur mißverstanden worden.

Ich muß das an dem Falle nachweisen, der ihm der wichtigste zu sein scheint. „Ja, wie ist mir denn?“ fragt er erstaunt, „lese ich nicht auf S. 159, daß bei ‚Volk und Jugend‘ die Entscheidung über den Wert der Mayschen Erzählung läge? Daß ihr Urteil nicht irren kann?“ Ja, so liest er und so ist es auch richtig; Volk und Jugend entscheiden und können nicht irren, weil sie sich von ihrem Gefühle, nicht aber von dem kritischen Verstand leiten lassen, wie das die Mitarbeiter der Jugendschriften-Warte tun. „Trotzdem,“ so fährt er fort, „Vernunft ist stets bei wenigen gewesen?“ Jawohl: so sagt Schiller und so wissen wir es alle. Ich habe ja gar nicht behauptet, daß Volk und Jugend mit ihrer Vernunft an May herangehen und sich für ihn entscheiden: sie genießen ihn harmlos, so, wie sich jeder Künstler sein Publikum wünscht, lesen ihn und empfehlen ihn weiter, weil er sie gut unterhält und ihre Seele in Bewegung setzt, weil sie sich um die Streitfragen der Theoretiker nicht kümmern, ob diese Form von Reiseromanen [273] künstlerisch zulässig sei, oder nicht, ob Tendenz-Dichtungen überhaupt Berechtigung haben oder nicht, ob Karl May mit Old Shatterhand identisch sei oder nicht und dergleichen mehr. Es gefällt ihnen halt und damit basta! Nun aber habe ich (S. 74) auch geschrieben: ‚Wie die Führenden, oder doch die Lautesten den Ton angeben, so fällt die Masse ein, zumal wenns zu schelten gibt‘. Das soll nach Köster die vorherigen Sätze wieder aufheben. Nein, auch das ist eine Wahrheit, schmerzlich erprobt gerade im Falle der Karl-May-Hetze, die, von einem Dutzend seiner persönlichen Feinde in Szene gesetzt, in wenigen Monaten ihren dreisten Triumphzug durch Deutschland hielt und weit darüber hinaus in alle Teile der Erde, wo Deutsche wohnen. Auch ist dieses ein klassisches

Wort, von Goethe in poetische Form gebracht.

Meine Behauptung, daß in Kunstfragen durch Konferenzbeschlüsse die Wahrheit nicht zutage komme (S. 77, 78) besteht zu Recht. Es gibt ein altes Wort: *pulchrum paucorum hominum est* („das Schöne ist Sache nur von wenigen“). Man höre auch, was Nietzsche dazu sagt¹⁶⁰:

Will man gar auf das Gebiet der Kunst den Gebrauch der Volksabstimmungen und der Zahlen-Majoritäten übertragen und den Künstler gleichsam vor das Forum der ästhetischen Nichtstuer zu seiner Selbstverteidigung nötigen, so kann man einen Eid darauf leisten, daß er verurteilt werden wird, nicht obwohl, sondern gerade weil seine Richter den Kanon der monumentalen Kunst feierlich proklamiert haben, während [274] ihnen für alle noch nicht monumentale, weil gegenwärtige Kunst erstens das Bedürfnis, zweitens die reine Neigung, drittens eben jene Autorität der Historie abgeht –.

Ich bitte, die ganze Stelle nachzulesen! Als die Kleist-Stiftung eine Prüfungskommission einsetzen wollte, erklärte Richard Dehmel: „Dabei kommt nichts heraus! Je einer trage alljährlich Verantwortung und Ehre.“ Und so wurde beschlossen.

Die Tatsache, daß in Kunstfragen die Majorität nicht entscheide, mache ich mich anheischig, auch durch zahlreiche historische Belege zu erhärten, falls für eine so anerkannte Wahrheit überhaupt noch Belege nötig sind. Daß ein so scharfsinniger Mann wie Oswald Spengler gleicher Meinung ist, entnehme ich der Einleitung seines Werkes ‚Der Untergang des Abendlandes‘, wo es (S. 50 Anm. 1) heißt: „Was sich seit 1880 in Deutschland an literarischen Kämpfen abspielt, ist nichts als der übrigens unter ganz belanglosen Leuten geführte Kampf zwischen weltstädtischer und provinzieller Poesie (Heimatkunst).“

Fälschlich behauptet Köster, daß ich „den bündigsten Beweis“ für Mays künstlerische Bedeutung in seiner starken Verbreitung finde.

Nein, ich behaupte nur, daß er die seelischen Bedürfnisse unseres Volkes richtig erkennt und ihnen gerecht geworden ist, ohne sich zu niedrigen Zugeständnissen verleiten zu lassen. Er wollte eben Volksschriftsteller mit erzieherischen Aufgaben sein, und das erreicht zu haben, das ist ein Verdienst, das ihm nicht abgestritten werden darf.

Jedem Schriftsteller wird man Widersprüche nachweisen können, wenn man seine Sätze aus ihrem [275] Zusammenhang reißt und willkürlich deutet. Jeder Schriftsteller darf aber verlangen, daß man ihn *cum grano salis* („mit einem Körnchen Witz“) und mit ‚Geneigtheit‘ lese, d. h. mit dem Willen, ihn richtig zu verstehen, denn er muß sich oft nur mit Andeutungen begnügen, und den Lesern die nötige Ausführung überlassen. Wenn aber wirklich Widersprüche vorliegen, so brauchen sie nicht in der logischen Unzulänglichkeit des Autors begründet zu sein, da das Leben ja selbst voller Widersprüche ist, und jedes Ding, von den verschiedensten Seiten betrachtet, auch die verschiedensten Anblicke bietet. Zu vielen Sprichwörtern finden sich solche, die fast das Gegenteil behaupten, und doch haben sie beide recht.

Friedrich Paulsen sagt einmal, daß der Verstand zu keinem „Letzten“ komme, sondern in der Schwebelage bleibt, und findet es deshalb sehr erklärlich, daß selbst ein Kant sich oft widerspräche und in seiner Metaphysik „etwas eigentümlich Schillerndes, zwischen Wissen und Nichtwissen Schwebendes“ habe.

Dazu bemerkt Hans Vaihinger in seinem schönen Aufsatz über „Kants antithetische Geisteskraft“¹⁶¹: „Ist das denn – so rufen alle, die auf Grund ihrer ‚festen Position‘ jede, auch die schwierigste Frage mit beneidenswerter Sicherheit sofort durch ein – möglichst laut, oft auch vorlaut vorgetragenes – einfaches Ja oder Nein beantworten, – ist denn das überhaupt noch ein Philosoph, der so in der Schwebelage bleibt und uns zumutet, dieses Schweben [276] mitzumachen?“ Und erinnert die Leute, die hinter „zweideutigen Wendungen und Windungen“ recht gern Heuchelei vermuten, an [Emanuel] Geibels Verse:

Sprich nicht, wie jeder seichte Wicht,
Von Heuchelei nur stets und Lüge!
Wo ist ein reich Gemüt, das nicht
Den Widerspruch noch in sich trüge? –

Er erinnert weiter an ein Wort [Thomas] Carlyles, der einmal einem Unterredner, der ihm einen Widerspruch nachwies, zornig entgegenrief: „Halten Sie mich denn für einen solchen Flachkopf, daß ich mir

¹⁶⁰ ‚Unzeitgemäße Betrachtungen vom Nutzen und Nachteil der Historie‘ 1873/74, Bd. II, S. 125 der kl. Ausg.

¹⁶¹ Ehrengabe zum 75. Geburtstag der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, München, Musarion-Verlag, 1921, S. 162 f.

niemals widersprechen dürfte?“ Vaihinger bemerkt dazu: [„]Dieses Privilegium (sich selbst zu widersprechen) darf also auch ein Kant für sich in Anspruch nehmen: das Schillern und Schweben bleibt freilich ein Mangel, aber es ist ein Mangel, der tieferen Reichtum offenbart.“ Was hier in *philosophicis* geltend gemacht wird, gilt gleichermaßen in *aestheticis* und würde auch mir gestatten, in meinen Arbeiten zu schwanken, während die Jugendschriften-Warte nur getrost auf ihrer „festen Position“ verharren mag: das gehört durchaus zu ihrer ganzen geistigen Struktur.

Statt also nach Widersprüchen zu fahnden, hätte sich Köster lieber bemühen sollen, mich zu verstehen. Meine methodische Forderung, daß „jeder Schriftsteller aus seinen Werken erklärt werden muß, jeder,“ ist keinem unverständlich, der sie in ihrem Zusammenhang mit den anderen methodischen Gesetzen liest, oder der einmal als Student ein Kolleg über Kritik und Hermeneutik gehört hat, da diese Forderung jedem Anfänger auf dem Gebiete textkritischer Arbeit geradezu als fundamental zur Pflicht gemacht wird. [277] Der Evangelist Markus ist aus Markus zu erklären, nicht aus Lukas, Plautus aus Plautus, nicht aus Terenz, Molière aus Molière, nicht aus Racine, Karl May aus Karl May, nicht aus Avenarius und der Jugendschriften-Warte: Köster aber deutet diesen Gedanken so, als ob ich geschrieben hätte: ‚jedes Schriftstellers Charakter muß aus seinen Werken erklärt werden‘, was natürlich nur eine halbe Wahrheit wäre. Er benutzt aber sein eigenes Mißverständnis, um meine Logik zu verdächtigen und zu dem Hieb auf May, der, nach diesem Grundsatz von Köster selbst beurteilt, ‚allerdings sehr schlecht wegkommen würde‘. Sein Urteil würde lauten: ‚Ein innerlich unwahrer Mensch, unwahr wie die Gestalten und Schicksale seiner Helden‘. Es wird uns also erlaubt sein, auch über den Menschen Köster uns aus seinen Schriften ein Urteil abzuleiten.

Meinen Vermittlungsversuch, den Kampf gegen May einzustellen, da doch durch neuere Forschungen, wie sie in den vier Karl-May-Jahrbüchern vorliegen, durch Dr. Schmidts „Lanze für Karl May“ und meine Schrift, viele der persönlichen Anschuldigungen gegen May sich als haltlos erwiesen haben, und auch sonst das Urteil zu seinen Gunsten umzuschlagen scheine, weist Köster mit aller Entschiedenheit zurück und legt noch einmal alle wichtigen Bekundungen der Jugendschriften-Warte-Männer gegen Karl May vor, auf daß nur ja kein Zweifel an ihren unversöhnlichen Widerwillen gegen ihn aufkomme. Trotzdem verwahrt er sich und seine Mitkämpfer streng gegen den Verdacht, an der ‚Hetze‘ gegen May und an dem ‚Karl-May-Rummel‘ teilgenommen zu haben.

[278] Nach Darstellung der gehässigen Kampfweise seiner Prozeßgegner, die mit wahren, halbweisen und erlogenen sensationellen Enthüllungen aus dem Vorleben Karl Mays eine wüste Preßhetze eröffnet hatten, komme ich in meinem Buche auf S. 76 f. auch auf die Hamburger Reformpädagogik und die Jugendschriften-Warte zu sprechen, und zwar in mitfolgenden Worten: „Etwa gleichzeitig griff, wenn schon aus achtbaren, sachlich-pädagogischen und ästhetischen Bedenken, in die Hetze auch die Jugendschriften-Warte ein mit ihrem Kampfe gegen die schädliche Jugendlektüre, indem sie auch Mays Schriften auf die Liste der Schädlichen stellte.“

Dieses höchstens zu milde, gewiß nicht feindselige, vielmehr ehrende Urteil gibt Köster den Anlaß, mich zur Rede zu stellen. Er meint: „sachlicher könne man May wirklich nicht behandeln, als es von seiten der Jugend-Warte, der Ausschüsse und der Einzelpersonen aus deren Reihen geschehen sei.“ Und er verwendet die größere Hälfte seines Aufsatzes auf den Nachweis, daß von einer Karl-May-Hetze seitens seiner Gesinnungsgenossen nicht die Rede sein könne. Er bemüht sich vergebens. Denn erstens hatte ich die Jugendschriften-Warte der Hetze gar nicht beschuldigt, nur gesagt, daß sie in diese mit eingriff, und zwar aus ehrenwerten Gründen und indem (d. h. doch allein dadurch), daß sie seine Schriften auf den Index setzte; sodann ist an dem Worte ‚Hetze‘ nichts gelegen. Ich habe gar keinen Ton darauf gelegt und nehme es gern zurück, wenn Köster darauf Wert legt, obgleich Karl May selbst das Vorgehen der Jugendschriften-Warte als „Hetze“ empfunden hat, [279] und es auch anderen so zu ergehen scheint. So erhielt ich anlässlich des Aufsatzes von Köster ohne mein Zutun von einem mir persönlich nicht bekannten Volksschullehrer eine Zuschrift mit der Bemerkung: „Die Jugendschriften-Warte hat den von Ihnen beanstandeten Teil der Hetze neidlos ihrem ‚großen Bruder‘ Dr. Ferdinand Avenarius überlassen, sich selbst im wesentlichen mit dem Reste, dem literarischen Bannfluch, begnügt. Die Jugendschriften-Ausschüsse sind nämlich nach stillschweigender Voraussetzung zumeist ‚Kunsthalt-Leser‘ und ‚Dürerbund-Mitglieder‘.“ Zugleich verwies er mich auf die Jugendschriften-Warte vom 7. Juni 1918, worin gegen May in wörtlichem Nachdruck von des Kunstwarts Schmähartikel (Juli 1918) empfohlen wird, es mit ihm „andersherum“ zu versuchen, soll heißen, öffentlich zu sagen: daß May ein ‚Verbrecher‘ war (man lese den Wortlaut nach in Schmidts „Lanze“, S. 76!).

Ich würde also zu dem Vorwurf der Hetze genügend Anlaß gehabt haben, wenn ich ihn hätte erheben wollen. Die Jugendschriften-Warte hat jedenfalls alles getan, um Mays Schriften zu verdrängen und dafür auch sein Vorleben (1905, Nr. 1) und seine ‚Verbrecher-Natur‘ (1913, Nr. 13) als Grund angegeben, hat (1918, Nr. 7) die Polemik von Avenarius im Kunstwart gebilligt, wobei auch wieder die Rede ist von dem Menschen, dem ‚Gefängnis, Arbeitshaus und Zuchthaus nicht fremd waren‘.

Also einerseits pocht Köster darauf, daß alles, was er und die Jugendschriften-Warte im Laufe der Jahre von 1899–1921 gegen May gedruckt haben, zu recht bestehe, und daß darin kein Wörtchen der Anerkennung **[280]** zu finden ist, andererseits weist er peinlich den Vorwurf zurück, daß dieses Vorgehen etwas mit ‚Hetze‘ zu tun habe. Ich möchte wissen, wie Köster es nenne würde, wenn eine Zeitschrift Jahr für Jahr vor dem Abonnement der Jugendschriften-Warte warnen würde, etwa mit der Begründung Karl Mays, daß sich in ihnen ‚die ganze psychologische und erzieherische Impotenz einer jugendliterarischen Neidhammelherde‘¹⁶² bekunde und daß ‚das Wasser in den stehenden Tümpeln der hochverehrten ‚Jugendwarten‘ usw. so nüchtern und geschmacklos, oft sogar so schädlich sei, daß niemand es genießen möge‘¹⁶³.

Oder durfte May nicht so sprechen, wenn er so hart angegriffen wurde? Wir wollen uns doch keinen Täuschungen hingeben! Als Schriftsteller steht May höher als irgend einer der Herren der Jugendschriften-Warte, und es wird noch lange von ihm die Rede sein, wenn die Namen [Heinrich] Wolgast, [Hans] Brunkhorst, [Heinrich] Weitkampt[?], [Karl] Wehrhan und [Hermann L.] Köster schon vergessen sind. Wer kennt diese heute schon außerhalb der Volksschullehrerkreise? Wer bezieht von ihnen seine ästhetischen Belehrungen? Wer beruft sich auf ihre Entscheidungen bei Wertung eines Schriftstellers? Ich erinnere mich nicht, dergleichen in der Tagespresse oder in der Gesellschaft erlebt zu haben. Ihre Bannblitze gegen May zünden nicht. Die Tagespresse beginnt sich zu besinnen und zeigt sich gewillt, ihre Urteile über May zu revidieren. Mir scheint als würden die Unentwegten, die nichts zurückzunehmen haben von all dem, was sie während **[281]** 20 Jahren gesagt haben, mit der Zeit ins Gedränge kommen. Die große literarische Bewegung hat sich noch nie um sie gekümmert, ist an ihnen vorbei und über ihre Köpfe hinweggegangen; sie machen nicht Literatur, sondern hinken hinter ihr her, sind nicht die Herren, sondern die Diener, und was sie Charakterstärke und Gesinnungstreue nennen, das ist oft nichts anderes als Kurzsichtigkeit und Starrsinn. Schon jetzt sind Grundsätze der Jugendschriften-Warte überwunden.

Unsere Großstadtbevölkerung und zumal deren Jugend braucht einen Lesestoff von stark zerstreuer, ablenkender und anregender Kraft. Sie will im Buche nicht das Spiegelbild des freudlosen Daseins sehen, zu dem sie das Leben selbst verurteilt. Sie verlangt nach bunten, wechselreichen, alle Sinne packenden und fesselnden Bildern!

Hätten wir auf dem Gebiete der Reiseromane eine reiche Auswahl aus der Feder bedeutender Schriftsteller, nicht nur Werke von wissenschaftlicher Gediegenheit, sondern auch von Frische und Wärme der Darstellung, so würde damit Karl May aus dem Felde geschlagen werden können. Das ist die Methode, die ich empfehle: einen verbesserten Karl May, Schriften, die seine Vorzüge benützen, und seine Fehler vermeiden. Aber auch dabei darf der Geschmack der Erwachsenen und ästhetisch Ueberfeinerten nicht entscheidend sein, sondern doch wieder das Urteil derer, auf die die Schriften selbst wirken wollen.

Wir stehen da vor dem schwierigen Problem, wie eine Geschmacksbildung möglich sei, ja, ob sie überhaupt **[282]** möglich sei, was wir unserm Volke als Vorbilder seiner künstlerischen Empfänglichkeit empfehlen sollen und mit welchen Mitteln? – Die Fragen greifen viel tiefer und sind viel schwieriger, als man in der Regel annimmt.

Ein Grund für die Jugendschriften-Warte, Karl May abzulehnen, ist der, daß er Tendenzschriftsteller sei. Dieser Grund ist aber nicht stichhaltig, gehört einer Kunsttheorie an, die nie ausschließlich gegolten hat, der Theorie *l'art pour l'art*. Diese kann schon deshalb nicht richtig sein, weil es zu allen Zeiten und bei allen Völkern wertvolle Dichtungen gegeben hat, die ihr widersprechen. Die ganze dichterische Poesie der hellenistischen Zeit, die wir zumeist aus römischen Nachbildern kennen, Lucrez, Vergil (*Georgica*), Ovid (*Metamorphosen*) und andere Dichtungen von Weltruf, die in modernen Sprachen mannigfaltig nachgewirkt haben, auch Cervantes' *Don Quixote*, selbst Schillers *Wilhelm Tell* haben Tendenzcharakter.

¹⁶² Vgl. seinen Brief an mich in „Gerechtigkeit“ S. 168.

¹⁶³ Ebenda S. 169.

Es genügt mir, an dieser Stelle auf Nietzsches geistvolle Betrachtung hinzuweisen, die wir in der ‚Götzendämmerung‘ 1880, Nr. 24 lesen:

Wenn man den Zweck des Moralpredigens und Menschen-Verbesserns von der Kunst ausgeschlossen hat, so folgt daraus noch lange nicht, daß die Kunst überhaupt zwecklos, ziellos, sinnlos, kurz *l'art pour l'art* – ein Wurm, der sich in den Schwanz beißt, – ist. Lieber gar keinen Zweck als einen moralischen Zweck! – so redet die bloße Leidenschaft. Ein Philolog fragt dagegen: was tut alle Kunst? Lobt sie nicht? Verherrlicht sie nicht? Wählt sie nicht aus? Zieht sie nicht hervor? Mit dem allen **stärkt** und **schwächt** sie gewisse Wertschätzungen ... Ist dies nur ein Nebenbei? Ein Zufall? **[283]** Etwas, bei dem der Instinkt des Künstlers gar nicht beteiligt wäre? Oder aber: ist es nicht die Voraussetzung dazu, daß der Künstler kann ...?

Damit sind seine Ausführungen noch nicht abgeschlossen, und ich muß jeden, der nicht schon durch das Mitgeteilte überzeugt worden ist, bitten, die Stelle zu Ende zu lesen.

Weshalb man gerade der Jugend Tendenzschriften vorenthalten will, ist mir erst recht unbegreiflich, da doch der ganze Verkehr der Erzieher mit der Jugend auf Beeinflussung berechnet ist; überhaupt jeder Verkehr von Mensch zu Mensch suggestiver Einwirkung unterliegt. Wäre Mays Bekehrung der Jugend zu aufdringlich, so würde sie schon selbst dagegen reagieren. Als ‚urteilslose Masse‘ habe ich die Mitarbeiter an den Prüfungsausschüssen nicht bezeichnet. Diese Prägung, die geeignet ist und wohl auch beabsichtigt, sie sämtlich gegen mich in Harnisch zu bringen, stammt von Köster her. Ich selbst habe jedes verletzende Wort gemieden, nur die unumstößliche Wahrheit ausgesprochen, daß eine untrügliche Urteilskraft auf dem Sondergebiete der Kunst sehr selten, jedenfalls keine Massenware ist. Das kommt daher, daß die Kunst in Tiefen des Seelenlebens hinabreicht, denen ebensowenig mit Vernunft und auch Beweisen beizukommen ist, wie im Bereiche des mit der Kunst verschwisterten Glaubens. Einen überzeugten Karl-May-Verehrer bringt keine ästhetische Theorie von dieser Verehrung ab. Trotzdem hat das Urteil der Mitarbeiter an der Jugendschriften-Warte ‚jedenfalls Gewicht‘, schon deshalb, weil sie organisiert sind, und sich Gehör bei allen Schulbehörden geschaffen **[284]** haben. Der Nachweis, daß ich wieder ‚unlogisch‘ gewesen wäre, ist also auch hier nicht gelungen.

Es bliebe noch vieles zu beantworten und richtigzustellen, aber alle diese Fragen sind, wie Köster richtig betont, so nebenbei nicht zur Klarheit zu bringen, konnten auch von mir im Karl-May-Buch oft nur gestreift werden, und es würde gewiß wieder ein Buch erfordern, wenn Köster all das, was ich ‚von sehr hohem Roß herab verkünde‘, widerlegen wollte. Vielleicht gelingt es ihm selbst mit seinem Buch auch nicht. Er wird nämlich wohl recht behalten, daß er sich mit mir in dieser Frage nicht verständigen kann, wenn er nach wie vor entschlossen bleibt, alles gut zu heißen, was bisher in der Jugendschriften-Warte über May geschrieben worden ist, und die Grundsätze unberührt zu lassen, nach denen diese Zeitschrift bisher ihr Zensorenamt ausübt.

Um sich selbst einen guten Abgang zu schaffen, mein Buch aber dem Spott und Gelächter seiner Leser zu empfehlen, schließt Köster mit folgenden Sätzen:

Wenn Gurlitt sich (1.)¹⁶⁴ wundert, wie glaublich ihm May alle seine Erzählungen macht, wenn Gurlitt (2.) darin Mays **künstlerische** Kraft deutlich zutage treten sieht, weil (so!) er „täglich gegen sieben Druckseiten liefern und also darauf losschreiben mußte, so schnell es nur die Feder hergab. Schwerlich hatte er beim Beginn eine Ahnung, wie die Sache ausgehen sollte“ (S. 120), wenn (3.) Gurlitt in Mays Schriften als Grundgedanken den Kampf des Lichts mit der Finsternis, als Widerstreit der Götter Ormuzd und Ahriman, als Kampf Siegfrieds gegen Hagen, Gottes mit der Finsternis (S. 122), wenn er es (4.) als Vorzug hinstellt, daß May **[285]** bewußt und ausschließlich Tendenzschriftsteller ist, wenn er (5.) den Verlag dringend bitten kann, die Mayschen Bücher umarbeiten zu lassen, ‚diese Umarbeitungen mit größter Umsicht und Gewissenhaftigkeit durchzuführen‘ (S. 166) – dann ist selbst der Versuch einer Verständigung nutzlos.

Fast jeden dieser Gedanken hat Köster erst umgeformt, und dabei aus Vernunft Unsinn gemacht. Zu 1 hat er vergessen, hinzuzufügen, daß ich weiter geschrieben habe: – ‚und erst nachträglich sage ich mir manchmal: das kann doch wohl nicht stimmen!‘ Ich tue eben das, was jeder Leser einer Dichtung tun sollte: ich lasse mich zunächst willig führen. Zu 2. hat Köster das Wesentliche weggelassen, nämlich meine ausdrückliche Erklärung, daß diese Kolportage-Romane nur ‚bescheidenen Wert‘ haben, daß aber doch

¹⁶⁴ Diese und die folgenden Zahlen füge ich bei, um die einzelnen Sätze bequemer berichtigen zu können.

Mays ‚künstlerische Kraft‘ schon an ihnen zutage trete nicht weil, sondern obgleich er, von der Hungerpeitsche getrieben, hastig drauflosschreiben mußte, und daß „die Sache“ schließlich ‚doch ihre Fassung‘ hat. Mit anderen Worten, sie verrät schon das künstlerische Talent, das bei ruhiger Pflege zu bedeutenden Leistungen hätte kommen können – ein gewiß klarer und auch annehmbarer Gedanke! Zu 3. vergaß Köster anzumerken, daß nicht ich diesen Kampf von Licht und Finsternis dargestellt sehe, sondern genau erkläre: „Wenn wir Karl May recht verstehen, so will er sagen, daß es ihm zu tun sei um den Kampf zwischen dem guten Prinzip und dem bösen, zwischen Tugend und Sünde, zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gott und Teufel“. Es ist viertens nicht wahr, daß ich es als Vorzug hingestellt hätte, daß May bewußt und ausschließlich Tendenzschriftsteller sei. Wo hätte ich das gesagt? **[286]** Köster gibt hierzu keine Seiten an. Das klingt ja grade so, als ob ich die tendenzfreien Dichtungen für minderwertig erklärt hätte. Ich sagte nur: May ist bewußt Tendenzdichter, weil er in erster Linie Erzieher ist, und kein Mensch hat ein Recht, ihm das zu wehren. Wenn ich fünftens für Durchfeilung der May-Bücher eintrat, so verdient das keinen Spott. Da er noch in Massen vertrieben wird, tut man besser, ihn möglichst zu säubern, als nur hinter ihm her zu schelten.

Es ist doch eine üble Praxis, einen Schriftsteller erst selbst zu entstellen, um ihn dann dem Gelächter zu empfehlen!

Ich wiederhole, was ich in meinem Buche gesagt habe: „Die wissenschaftliche Ehre eines Gelehrten wird bestimmt durch die Höhe seines Wahrheitsstrebens, der Wert jeder seiner Arbeiten durch die gewissenhafte Methode und die Wahrheit der Ergebnisse.“ Wie danach Kösters Kritik meiner Arbeit von mir bewertet werden muß, mag er sich selbst beantworten. Ich aber muß seine Ergebnisse, so weit diese auf dem Wege der Kritik überhaupt möglich sind, parlamentarisch ausgedrückt – als das Gegenteil der Wahrheit bezeichnen, seine Methode aber als die eines Anwaltes, der nicht das Für und Wider gerecht abwägt, sondern mit allen Mitteln der Ueberredung und mehr noch des Verschweigens nur seiner Sache zum Sieg verhelfen will.

Köster bedauert, daß ich ein Buch über Karl May geschrieben habe, ich bedaure, daß er an der Spitze einer geistigen Bewegung steht, der allein durch die größte Sachlichkeit und Gerechtigkeit gedient werden **[287]** kann. Wenn in der Jugendschriften-Warte Rechthaberei und verstockter Dogmatismus Platz greifen sollten, dann gerät sie bald in völlige Beckmesserei, ein Tadel, den ich schon mehrfach gegen sie habe aussprechen hören.

Ich selbst beschränke mich hier auf diese Abwehr: Die Zeiten der Feme sind vorbei. Niemand hat ein Recht, Karl Mays geistige Auswirkung zu verbieten und seine Schriften, wie Avenarius empfiehlt, ‚auf das rücksichtsloseste‘ zu bekämpfen. Man hielt es einmal für heilige Pflicht der Kirche, die Schriften Giordano Brunos und Savonarolas zu verbrennen, hielt es früher für Pflicht der Schule, den Knaben die deutsche Sprache, das Singen der deutschen Volkslieder und das Lesen altgermanischer Epen zu verbieten. Durch diesen Verfolgungsfanatismus sind unschätzbare Werte vernichtet worden. Du sollst nicht töten, auch Geist nicht töten! Wenn seine Gegner Karl May wegen seiner Schriften nicht hinrichten durften, durften sie erst recht nicht sein Lebenswerk zerstören. Die Wirkungen des Geistes sind mannigfach, man weiß nicht, von wannen er kommt und weht. Man lasse jeden sein Bestes zu Markte bringen! Karl May hat sein Bestes gegeben: für seine Natur selbst trägt er keine Schuld. Er hat viele gefunden, denen er das Herz bewegt, und die es ihm danken. Die Urteile der Menschen wechseln in Fragen der Kunst: Der Berliner Akademiedirektor Anton von Werner entrüstete sich über die Schmierereien der Sezessionisten: Heute ist der Sezessionist Max Liebermann selbst Akademiedirektor in Berlin. Weder der Schöpfer der Dichtung **[288]** „Lebe!“ und des jüngsten „Faust“, noch die Mitarbeiter der Jugendschriften-Warte stehen so hoch über Karl May, daß sie von den gegenwärtigen Deutschen als seine Meister anerkannt würden, und wer weiß, wie die Nachwelt richten wird?

Die Jugendschriften-Warten halten Peter Rosegger für einen wertvollen Schriftsteller, und haben meines Wissens seine Schriften jederzeit auch für Jugendliche empfohlen. Ist es nun nicht eine wahre Ironie des Schicksals, daß derselbe Rosegger schreibt: ‚Hätten wir Karl May nicht, wir müßten nach einem, der ihm zumindest ähnlich ist, auf die Suche gehen?‘ Wie findet sich die Jugendschriften-Warte mit diesem Ausspruche ab? Etwa mit der Erklärung, daß Peter Roseggers Urteil für eine Unterscheidung zwischen Schund und guter Leseware nicht ausgereicht hätte?

Als ich zu den Menschen kam, da fand ich sie sitzen auf einem alten Dünkel: alle dünkten sich, lange schon zu wissen, was dem Menschen gut und böse sei.

Eine alte, müde Sache dünkte ihn alles Reden von Tugend; und wer gut schlafen wollte, der sprach vor Schlafengehen noch von ‚gut‘ und ‚böse‘.

Diese Schläferei störte ich auf, als ich lehrte: was gut und böse ist, das weiß noch niemand: – es sei denn der Schaffende! „Also sprach Zarathustra“ (III. Von den alten und neuen Tafeln. 2).

Ich habe mich bemüht, Karl May zu verstehen und ihm gerecht zu sein. Muß ich mich deshalb schelten lassen?

Gedanken eines alten Lehrers über Karl Mays Schriften

Von Lehrer Fritz Würdemann

„Lesen Sie Karl May?“ wurde ich einstmals von einem Bekannten gefragt, als er Bände dieses Schriftstellers auf meinem Schreibtisch liegen sah. „Ja, warum nicht?“ – „Nun, ich glaubte, May sei ein Jugendschriftsteller, seine Schriften sind doch meistens Indianergeschichten und ähnliches, und das ist für einen älteren Mann jedenfalls wenig interessant.“ – „So, meinen Sie? Darf ich nun auch mal fragen: Kennen Sie May?“ – „Kennen eigentlich nicht, ich habe nur hier und da hineingesehen.“

„So will ich Ihnen einen Rat geben, der mir selbst vor Jahren von einem jungen Amtsfreunde zuteil wurde und dem ich dafür sehr dankbar gewesen bin: Lesen Sie einmal Karl May; aber bitte, gründlich! Sie werden dann finden, daß Mays Schriften zwar auch von der Jugend gelesen werden können, aber eigentlich für reifere Menschen geschrieben sind. Wer Mays Schriften vollauf verstehen will, muß zuerst seine Lebensgeschichte gelesen haben und seine Entwicklung sich vor Augen halten. Einen tiefen Einfluß auf Karl May hat die Großmutter ausgeübt und zwar mit ihren Erzählungen **[290]** und Märchen, und daraus erklärt sich ohne weiteres, daß seinen Werken viel Phantasiehaftes, Märchenhaftes innewohnt, wobei aber alles und jedes eine tiefe Bedeutung hat und die Auslegung nicht immer einfach und leicht ist. ‚Ich habe stets eine Hinneigung zum Symbolismus gehabt und zwar nicht nur zum religiösen‘, sagt er selbst von sich (Bd. 34, S. 333). – Und: ‚Denn dieses Karl-May-Problem ist ein Gleichnis. Es ist nichts anderes, als jenes große, allgemeine Menschheitsproblem, an dessen Lösung schon viele gearbeitet haben.‘ (Bd. 34, S. 471.) Darum ist es auch empfehlenswert, die Mayschen Sachen nicht bunt durcheinander zu lesen, sondern in bestimmter Reihenfolge, und es wäre wohl eine verdienstvolle Aufgabe für einen gründlichen May-Kenner, eine solche Reihenfolge aufzustellen. Wer von den jugendlichen oder von den älteren (oberflächlichen) Lesern sieht wohl in den Geschichten, die in Afrika oder Asien spielen, das entwickelnde Fortschreiten von der Wüste bis zum Dschebel Marah Durimeh, oder bei den Indianern vom Urwald oder von der Prärie bis zum Mount Winnetou? Wer erkennt wohl in Marah Durimeh die Menschheitsseele, in Kara Ben Nemsis die Menschheitsfrage, in Hadschi Halef Omar die menschliche Anima und in Hanneh seine Seele? Wer wird so ohne weiteres darauf kommen, daß selbst die Pferde mit ihren Eigenschaften und Namen eine tiefere Bedeutung haben? (Man lese einmal nach: ‚Im Reiche des silbernen Löwen‘, Bd. 3, S. 257, oder Bd. 4, S. 463 u.a.) – O nein, um Mays Schriften recht zu verstehen, bedarf es einer gereifteren Erfahrung. Das **[291]** sagt ja auch May selbst: ‚Wie man bei einem geistig oder seelisch so bedeutsamen, ja schweren Inhalt meine Bücher als Jugendschriften und mich als ‚Jugendschriftsteller‘ bezeichnen kann, ist mir unbegreiflich.‘ (Bd. 34, S. 471.) – Ja, ich behaupte sogar, daß nur der Leser in das Problem, das May entwickeln will, etwas einzudringen vermag, der selbst auf dem Weg der Entwicklung zum Edelmenschen sich befindet. Ich erinnere an ‚Das Märchen von Sitara‘. Ein jeder muß aus Ardistan hinauf nach Dschinnistan. Aber dieser Weg ist weit und schwer und führt unweigerlich durch den Wald von Kulub, und in diesem liegt die Geisterschmiede. Und soweit ist die Jugend noch nicht gekommen, stecken doch noch viele ältere Leute tief in Ardistan, und wenige sind es, die schon durch den Wald von Kulub hindurch sind. Und ich behaupte, nur diejenigen können May recht verstehen, die mindestens bis hierher gekommen sind, die in der Geisterschmiede – ich bitte Mays ‚Babel und Bibel‘ einmal nachzulesen – das Wort gelernt haben: ‚Sei also still!‘ Und wie der Weg von Ardistan nach Dschinnistan schwer zu finden ist, so sind auch Mays Schriften nicht leicht zu verstehen, d. h. mit ihrer ganzen Pracht und Schönheit. Aber wert sind sie es, sich hineinzuverensenken und unter ihrer Leitung allmählich emporzusteigen zu den Höhen der Edelmenschen mit ihrer ewigen Jugend und Schönheit, zu ihrem Sonnenschein von reinem himmlischen Glück.“ – –

Als ich meinem Freund diese Rede gehalten hatte und er sich sinnend von mir verabschiedet hatte, versank **[292]** auch ich in Grübeln, und vor meinen Augen stieg eine längst vergangene Zeit auf, eine Zeit, in der auch ich einmal berufen war, Menschenkinder aus dem tiefsten Ardistan zu führen. Zwar habe ich auch jetzt noch den Beruf als Lehrer, dessen Hauptaufgabe es ja wohl ist, Menschenkinder und Menschenseelen zu den Höhen des Lebens zu führen; aber ich habe jetzt Kinder, die auch noch andere Führer haben, nämlich Vater und Mutter und andere Lehrer; ich habe Kinder, die meistens nicht mehr im tiefsten Ardistan stecken, sondern solche, über die schon etwas Sonnenschein aus Dschinnistan herüberstrahlt.

Aber ich war einmal Leiter einer Erziehungsanstalt für sogenannte verwahrloste Knaben, und an diese Zeit dachte ich. Warum? Weil ich bisher bei keinem Schriftsteller so viel Aussprüche gefunden habe, die sich auf das Erziehungsgebiet solcher Kinder beziehen, wie gerade bei Karl May. Schon das Motto, daß ich meinen weiteren Ausführungen voransetzen will, ist ein Mayscher Ausspruch:

„Wem eine Menschenblume anvertraut ist, der soll sie pflegen, und wenn sie nicht gerät, so ist nicht allein die Blume schuld.“ (Bd. 34, S. 238.)

Karl May beginnt die Beschreibung seiner Kindheit mit den Worten: „Ich bin im niedrigsten, tiefsten Aridistan geboren.“ Nun, ich habe Kinder kennen gelernt, deren Geburtsstätte noch viel, viel tiefer stand. May hatte doch Eltern, die sich seiner annahmen, hatte eine Großmutter, die einen tiefen, für sein ganzes Leben unauslöschlichen Einfluß auf ihn ausübte. Die Knaben aber, die meiner Erziehungsanstalt zugeführt wurden, hatten **niemand**, **[293]** der sich ihrer annahm. Sie hatten zwar zum Teil auch Eltern oder einen Vater oder eine Mutter; aber diese lebten im tiefsten Sumpf des Lebens, und ihr Einfluß war so verderbenbringend, daß alles Gute, was der Kindesseele noch anhaftete, vernichtet und getötet wurde.

Von einer Menschenblume sah man nichts, wenn so ein Junge ankam: Unkraut und Disteln überwucherten das Ebenbild Gottes vollständig.

Da habe ich es zum Anfang recht falsch angefangen. Ich studierte sorgfältig die Akten, die mit dem Kinde eingeliefert wurden und war gewiß zuerst „so erhaben, so kalt, so unnahbar“ (Bd. 34, S. 367), ich bemühte mich redlich, das Unkraut zu entfernen, vergaß aber, daß nun auch das kleine, recht kümmerlich aussehende, gute Pflänzchen des Sonnenscheins bedurfte: „der Liebe“. Hätte ich **damals Mays Schriften** gekannt, wäre ich wahrscheinlich schneller auf den Weg gekommen, der nach Dschinnistan führt und den ich, Gott sei Dank, auch noch fand und zwar nach recht kurzer Zeit! Ich fand ihn erst – ich will wieder in Mayscher Tonart reden – durch meine Seele Hanneh, d. h. durch die Hilfe meiner Frau, die mir eines Tages sagte: „Ich will deine Akten gar nicht mehr sehen; aber in einiger Zeit werde ich dir sagen, was in dem Jungen steckt.“ Sie ließ ihre mütterliche Liebe strahlen, und das verkümmerte Pflänzchen „Menscheblume“ wuchs und wurde stärker und bezwang schließlich auch das Unkraut.

Auch andere Anstalten sah ich mir an und fand oft das, was ich selbst falsch gemacht hatte und auch recht oft das, von dem May redet, „keine Liebe, keine **[294]** Milde, keine Demut, keine Versöhnlichkeit, aber Kälte und Härte und Strenge“. (Bd. 34, S. 263.)

Überall hörte ich wohl klagen über die Sünden der Kinder, über die Verstocktheit und Roheit, aber niemals von vorhandenen edleren Trieben. Karl May sagt „Im Reiche des silbernen Löwen“ (Bd. 3, S. 286): „Man spricht nur von unseren Tiefen, nicht von unseren Höhen, von unserer Vergangenheit, nicht von unserer Zukunft, von unserem Tode, nicht von unserem Leben, von unserem Verfall, nicht von unseren Hoffnungen.“ Wie traurig fand ich oft das Leben der Kinder, nichts als Lernen und Arbeit. Kein frohes Lachen ertönte, von dem May seinen Halef Omar sagen läßt („Im Reiche des silbernen Löwen“, Bd. 4, S. 383): „Alle Tage zweimal lachen, macht in kürzester Zeit gesund. Frohsinn ist der beste Arzt.“

Ich hätte mir viel Kummer, viele Fehler, viele Reisen ersparen können, wenn ich damals Mays Schriften gekannt hätte.

Aber, wie schon gesagt, ich fand den Weg nach Dschinnistan, und was war das hernach für ein Leben in meiner Anstalt! Doch davon will ich hier nicht reden, aber davon, wie ich selbst auf den rechten Weg kam. Nun, einfach dadurch, daß ich selbst aus Ardistan nach Dschinnistan vorzudringen suchte und dann auch in den Wald von Kulub kam, in die Geisterschmiede. Und nur wer selbst schon geschmiedet worden ist, kann andere vorwärts führen.

Nun möchte ich noch auf einige Aussprüche Karl Mays eingehen, die sich auf die religiöse Erziehung beziehen. In Bd. 34, S. 376, sagt er: „Ich habe **[295]** Christen kennen gelernt, die unchristlicher gegen mich verfahren waren, als Juden, Türken und Heiden verfahren würden.“ So ähnlich werden manche Zwangszöglinge sprechen, wenn sie an den Religionsunterricht denken, den sie erhalten haben. Lernen, lernen, lernen! Biblische Geschichte, Psalmen, Kirchenlieder. Wohl hörten sie, daß sie verlorene Söhne seien, aber selten zeigte man ihnen die offenen Arme des verzeihenden Vaters; selten erklang ihnen das freundliche Wort Jesu: „Lasset die Kinder zu mir kommen, denn solcher ist das Reich Gottes.“ Anstatt warm zu werden in den Stunden, die man „Religionsunterricht“ nannte, empfänglich für alles Gute, Schöne, Hohe, Edle, wurden ihre Herzen erkältet, und nie haben sie die Sonne der Gottesliebe zu sehen bekommen.

Als ich die Stelle las („Im Reiche des silbernen Löwen“, Bd. 3, S. 289): „Ich sah einen englischen Missinar,

der seinen Schülern befahl, den Schöpfer und Erhalter aller Dinge nur ‚*God*‘ zu nennen, Allah und Chodi seien ganz andere Götter“, – da wurde in mir die Erinnerung an eine Begebenheit wach, die ich in meiner Anstalt erlebte. Mein Vorgänger im Amt besuchte mich und blieb auch zum Essen. Das Tischgebet sprach immer ein Knabe. Dies erfolgte in bestimmter Reihenfolge. An diesem Tag betete ein jüdischer Knabe. Er sprach: „Aller Augen warten auf dich, Herr“ usw. Nach dem Essen machte mir mein Amtsvorgänger den Vorwurf: „Wie können Sie einen Juden für uns beten lassen?“ Meinen Einwand, daß der „Herr“, den dieser Jude anrief, doch derselbe sei wie unser „Gott“, ließ mein **[296]** lieber Amtsfreund nicht gelten; er behauptete, der Judengott sei nicht der Christengott. Wir sind darüber auch nicht einig geworden. –

Doch ich will dies Thema nicht ins Unendliche ausdehnen, obgleich noch vieles darüber zu sagen wäre. Ich will nur zusammenfassend feststellen, daß es ein großer Vorteil für alle Jugendbildner wäre, vor allen auch für die Leiter von Fürsorgeanstalten, wenn sie Mays Werke gründlich studierten.

Zum Schluß möchte ich noch eins hinzufügen: Die Helfer, welche die Vorsteher der erwähnten Erziehungsanstalten haben, sind in den meisten Fällen junge Leute, sogenannte Diakonen oder „Brüder“, die notdürftig ausgebildet sind. Da liegt der größte Fehler. Zu solchem Amt eignen sich nur tief vorgebildete, ausgereifte Persönlichkeiten, die – wie ich schon einigemal erwähnte – selbst auf dem Weg nach Dschinnistan sich befinden, und nicht Leute, von denen May sagt: „Sie waren keine Psychologen.“ (Bd. 34, S. 367.)

Diesen Vorwurf aber mache ich nicht nur den sogenannten Erziehungsgehilfen, sondern auch vielen Vorstehern. Es genügt nicht, wenn sie es meisterhaft verstehen, die Anstalt so zu leiten, daß das Aeußere vorteilhaft sich hervorhebt, daß ihre Gärten gedeihen, ihre Felder reichlich tragen, ihre Finanzen blühen, – nein, die Hauptsache ist, daß sie sich bemühen, „Menschenblumen“, die verwelken wollten, zum Blühen zu bringen. Dazu müssen sie den Sonnenschein der unendlichen Gottesliebe besitzen und ihn leuchten lassen. Sie müssen „die Strenge **[297]** des Gesetzes in ein großes Mitleid mit allen denen, die gefallen sind, verkehren, in eine Liebe und Barmherzigkeit, vor der es schließlich kein Verbrechen mehr und keine Verbrecher gibt, sondern nur Kranke“. (Bd. 34, S. 406.) Und möchte Mays große Bitte auch ihre Herzen erfüllen:

Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein,
Laßt ihren Puls durch alle Länder fließen;
Dann wird die Erde Christi Kirche sein,
Und wieder eins von Gottes Paradiesen.

Kindgemäß

Von stud. math. Ernst Vogel

Karl May! Kaum einer ist wie er in den Strudel der Meinungsverschiedenheiten hineingezogen worden, und zwar sind es weniger die zünftigen Literaten, die sich auf ihn gestürzt haben, als vielmehr Erzieher und Philosophen aller Art und aller Schichten. Schon das zeigt, daß es sich bei dem „Karl-May-Problem“, wenn man seine Existenz überhaupt anerkennt, weniger um die Wertung seines Werkes als Literaturerzeugnis handelt, sondern daß dabei mehr seine erziehliche Wirkung, sein Einfluß besonders auf jugendliche Leser in Betracht kommt.

Ich selbst bin mit seinem Werke als 10–11jähriger Junge bekannt geworden. Einer meiner Schulkameraden besaß ein Buch: „Der Schatz im Silbersee“. Verfasser spielte damals keine Rolle. Auf dem langen gemeinsamen Schulwege wurde immer daraus erzählt, während das Buch selbst bei uns die Runde machte und geradezu verschlungen wurde. Es hieß, den Kopf in den Sand stecken und Vogel-Strauß-Politik treiben, wenn man als Erzieher den Hang zum Abenteuerlichen und Phantastischen im Kinde nicht anerkennen oder als unnatürlich bezeichnen wollte. Die leider ungeheure Aufnahmefähigkeit [299] unserer Jugend für Schundliteratur, von den verhältnismäßig (!) harmlosen Indianerheften bis zum Großstadtschmutz, wenn er nur phantastisch ist, beweisen ihn. Gerade im Kampf dagegen ist der gute Abenteuerroman ein unschätzbare Hilfsmittel. Wir Kinder waren damals alle von Old Shatterhand begeistert und übten in Wald und Flur für unsre Trapperlaufbahn.

Wenn ich jetzt zurückblicke, so wird mir klar, warum uns gerade dieser Lesestoff so begeisterte. Beim Handeln des Helden tritt nie ein egoistisches (im üblen Sinne) Motiv als Beweggrund auf; List und Geistesgegenwart sind seine Hauptwaffen, mit denen er die rohe Gewalt bezwingt. Daß wir nebenbei noch allerlei lernten, zeigte sich erst später.

Durch Zufall wurde ich mit einigen orientalischen Erzählungen Karl Mays bekannt. Mein Vater, ein tagsüber angestrengt tätiger Kaufmann, liebte es, sich am Abend einer leichten und dabei doch nicht glatten Lektüre hinzugeben, am liebsten wählte er dazu Karl May. Auch ich machte auf diese Weise erneut seine Bekanntschaft, da mein Vater mir das Lesen dieser Schriften nach beendeter Schularbeit erlaubte.

In Berührung mit dem eigentlichen „Karl-May-Problem“ kam ich, als ich mich in einem sächsischen Seminar auf den Erzieherberuf vorbereitete und in den Kreisen meiner Lehrer Gegner und Freunde unseres Schriftstellers fand. Mir kam es nur immer beinahe lächerlich vor, wenn jemand heute Rousseau oder Strindberg als Propheten pries und morgen Karl Mays Lebenswerk vernichtend beurteilte, [300] „weil sein Verfasser sittlich nicht einwandfrei sei“. In meinen Augen steht es fest, und jeder Pädagoge, der jung geblieben ist und Karl Mays Werke, nicht nur Werke über ihn, gelesen hat, wird mir darin Recht geben: Als Jugendlektüre sind sie einwandfrei und – soweit sie an das Verständnis nicht zu hohe Anforderungen stellen – nur zu empfehlen.

Das Kind will Abenteuer, ja Unwahrscheinlichkeiten, will fremde Länder und Völker, will vor allem einen Helden, zu dem es aufschauen kann: Darum gebet dem Kinde, was des Kindes ist! Verweigert ihm nicht seinen Karl May!

Mein Lieblingsschriftsteller

Von Heinz W i n k l e r¹⁶⁵

In allen meinen freien Stunden ist mir die liebste Beschäftigung das Lesen, und zwar ziehe ich mir die Bücher von Karl May vor. Oft und gern lese ich auch Werke anderer Dichter, doch wenn ich fünf oder sechs solche gelesen habe, ergreift mich eine richtige Sehnsucht nach Karl May. Glücklicherweise konnte und kann ich die Sehnsucht auch noch eine Zeitlang befriedigen, da wir sämtliche Bücher von ihm besitzen, im ganzen 41 Reiseerzählungen und noch einige andere tiefsinnige Schriften, wie „Babel und Bibel“, „Geographische Predigten“ und andere. Das will aber etwas heißen, in einem Menschenleben ungefähr 45 Bücher von je 600 Druckseiten zu schreiben.

Gern sitze ich im Sommer in der Laube oder im Winter im Zimmer und fühle mich im Geiste in den **[302]** Prärien oder Savannen bei Old Shatterhand und seinem treuen roten Freunde Winnetou. Auch schweife ich oft mit den Gedanken als Kara Ben Nemsı an der Seite von Hadschi Halef Omar in Arabien oder in der Sahara herum. Doch damit will ich nicht sagen, daß Karl May nervenaufpeitschende oder abenteuerliche Indianer-Romane dichtet, sondern seine Schriften sind meiner Ansicht nach edel und wirken erziehend. Das Gute, was ich an ihm finde, ist die religiöse Gesinnung, die er in seinen Werken kundgibt. Fast möchte ich behaupten, daß ein Kind, das Karl May gelesen hat und vorher keinen Gott kannte, sich eine Religion von selbst erbauen kann.

Oft bewundere ich die sprachlichen Kenntnisse dieses Mannes. Viele Sprachen beherrschte er ganz und gar und andere so, daß er sich gerade mit den dortigen Bewohnern verständigen konnte. Dieses kann ich fast bestimmt behaupten, da er es in seinen Schriften beweist, indem er z. B. in einem Zwiegespräch erst den deutschen und dann den fremden Satz schreibt.

Von Karl May kann man sehr viel lernen. In der Hauptsache Sitten und Gebräuche der fremden Völker, und was noch darüber geht, die Festigkeit im Glauben. Nie, auch wenn ihm der Tod und die qualvollsten Martern bevorstanden, verleugnete er seinen Glauben. Oft beschreibt er seinen inneren Kampf, wenn er gefangen ist und nach seinem Glauben gefragt wird, doch jedesmal siegte die Wahrhaftigkeit. Etwas anderes, was mir an ihm gefällt, ist, daß er das Wort „Zufall“ verwarf. Er sah alles **[303]** für eine höhere Schickung an, für den Willen eines göttlichen Wesens.

Für unschön halte ich es von den Leuten, die Karl May einiger Jugendsünden wegen, die er in dem Buche „Ich“ beschreibt, verurteilen und angreifen. Dieses nehme ich aber als einen Beweis der Größe von Karl May hin, da oft Männer, die hoch stehen, aus Neid angegriffen werden.

Ein anderer Beweis von seiner Größe ist das Urteil des Prof. Dr. G u r l i t t und Dr. L h o t z k y, durch das mein Vater schon eine Anzahl Personen, die Feinde von Karl May waren, zu dessen Freunden bekehrt hat.

¹⁶⁵ Verfasser ist ein 13jähriger Schüler der Dresdener Höheren Volksschule, Besucher der 2. Klasse (7. Schuljahr). Der Lehrer hatte den Schülern das Thema „Mein Lieblingsschriftsteller“ gestellt. Die Ausarbeitung durch den Jungen erfolgte völlig selbständig und ist ohne irgendwelche Aenderung oder Kürzung hier wiedergegeben. Der Vater, Architekt Kurt Joh. Winkler, Dresden, hat uns später von dem mit Note 1b versehenen Aufsatz Kenntnis gegeben und uns dessen Abdruck gestattet. Die Herausgeber.

Dankbar

Von Josef H e f t e r

Ich – ein Jude, in Polen geboren, nach Ungarn zuständig und in der Tschechoslowakei heimatberechtigt, verwandelte mich durch die mir von Karl May suggerierte Meinung über den Charakter des deutschen Volkes, seinen Edelmut und sein Gemüt, seine Tüchtigkeit, in einen treuen Anhänger Deutschlands.

Karl May hat mich mit der Ethik des christlichen Glaubens bekannt gemacht und mir Achtung vor ihm eingeflößt. Nicht minder hat er zur Vertiefung und Festigung der mir von den Eltern eingepflanzten Gottesfurcht und des Gottvertrauens Namhaftes beigetragen. Meine Dankbarkeit ihm gegenüber ist begreiflich. –

Nun zwei Beispiele des praktischen Nutzens, den ich aus der May-Lektüre gezogen habe:

Im Felde. – Es war im Juli 1917. Der Russe setzte zur letzten Offensive an. Unser junges Bataillon rückte aus seiner Reservestellung vor, um die Feuertaufe zu empfangen. Bald standen wir in einem höllischen Sperrfeuer. Nach einer Weile bemerkte ich mit Schrecken, daß das Ungewohnte zu mächtig auf mich wirkte; ich begann, die Herrschaft über mich und meinen Schwarm, den ich als Einjähriger-Korporal führte, zu verlieren. – Ich kam mir vor wie ein vom Meereswirbel Fortgerissener, der nur undeutlich durch das Brausen des Wassers das ferne Land, die Wirklichkeit, wahrnimmt. **[305]** Da nahm ich alle Reste meiner Willenskraft zusammen, um sie gleich Fäden nach diesem Gestade hinüberzuwerfen und mich anzuklammern. Aber alle Riffe, um die sich die hinausgeschleuderten Gedanken legen sollten, waren zu weit oder zu klein, um sie festzuhalten. Da gewahrte ich einen verlässlichen Felsen – den Gedanken an Karl May –. Auf ihn gestützt, fand ich den Kontakt mit der Außenwelt wieder. – Ich wurde zusehends gefaßter; ich fühlte fast, wie mich sein Geist begleitete und mir ermöglichte, ruhig alle Vorteile der Lage und des Bodens wahrzunehmen. – Vorstehende Episode habe ich tatsächlich durchlebt, und ich konnte später, bei ruhiger Ueberlegung, nicht genug über diesen Einfluß einer Lektüre staunen¹⁶⁶....

Und nun ein prosaischerer, aber um so greifbarer Erfolg:

Im Barackenspital Ungvár (ehem. Oberungarn) herrschte geschäftiges Leben. Alles, was halbwegs gesunde Arme und Beine hatte, war aufgeboten worden, um beim Empfang eines Verwundetentransportes behilflich zu sein. Ich befand mich damals dort nach einer Gasvergiftung in Pflege, fühlte mich aber ziemlich wohl und wurde als Schreiber beim Einlauf eingeteilt, wo Sprachkundige von großem Nutzen waren. – Bald befand ich mich mitten drin im „G’wirbel“. Die Zunge wollte mir fast versagen, da es galt, Deutsche, Ungarn, Polen, Slowaken, Rumänen, Bosniaken auf Herz und Nieren, Regimentsnummer und Geburtsort zu prüfen. Aber es ging. – Zum Schlusse wurde eine Gruppe ernster, strenggläubiger Moslims eingeführt; eine harte Nuß für die Giaurs des Bedienungspersonals, das sich nur im Besitze eines einzigen, allerdings unzureichenden türkischen Wortes befand: Istanbul. – Der Oberstabsarzt war verzweifelt. Irgend etwas mußte gemacht werden, wenigstens Name und Regiment der Leute in Erfahrung zu bringen. – Da meldete **[306]** ich mich. – Warum? – Nun, hatte ich nicht Karl May gelesen? Sprach ich nicht im Geiste mit allen seinen morgenländischen Freunden und Feinden? Ich stellte mich vor die kleine Schar, die unter den wilden Gebärden und unverständlichen Fragen der Schreiber schon ganz „teppert“ dreinschaute.



Sturmangriff

¹⁶⁶ Man vergleiche die im Felde entstandene schlichte Zeichnung des Verfassers („Sturmangriff“), die wir im heurigen Jahrbuch wiedergeben. Die Herausgeber.

„Sallam, erkekler!“ grüßte ich würdevoll. – Hei! wie sich da alle Gesichter mir zuwendeten; Augen lachten, Wangen leuchteten, und von aller Lippen kam es:

„Sallam, Effendi!“

Sie mochten mich, da ich meine Extramontur anhatte, für einen Offizier halten.

„Allergha!“ – klang es dann schneidig in den Raum; sie nahmen lächelnd Stellung. Und da fing ich an, meine Kenntnisse auszupacken.

„Alai?“ – Ich wurde verstanden. Sie zeigten die Regimentsnummer an den Fingern. – Aber Infanterie oder Kavallerie?

„Tüfenk?“, „Sarras?“ – Auch das zeigten sie durch Gesten.

„Nefer? Onbaschi? Tschausch?“ – Es war nur ein Sergeant darunter. Nun fing ich an, verschiedene türkische Namen aufzuzählen; Kara Ben Nemsis hatte mich deren genug gelehrt. Sie lächelten und gaben mir der Reihe nach Namen und Familie an. Ebenso ging es mit den Wohnorten. – „Harem?“ – Es ist zwar nicht schicklich, den Muselman nach seiner Frau zu fragen, aber auch diese Klausel konnte ausgefüllt werden. Berufe konnte ich nur wenige feststellen: „Kawehdschi“, „Papuhdschi“ u. ä. – So konnten wir der Vorschrift Genüge tun, und dazu hatte May geholfen.

[(307)]

Aus meinen Knabentagen

Von Josef Höck

©

167

168

169

[[311]]

Dem Gefährten meiner Jugend

Von A.[August] Gottlieb

©

[(312)]

Meine Erinnerungen an Karl May

Von Lehrer Franz F e t h k e¹⁷⁰

©

¹⁷⁰ Der vorliegende Beitrag ist der Abdruck eines 1921 in Nr. 5 und 6 des „R a p h a e l“ (Illustr. Zeitschrift f. d. reifere Jugend und das Volk; Donauwörth) erschienenen Artikels.

171

172

173

174

175

176

177

178

179

Zur Nachprüfung!

Von Major a. D. Regierungsrat Max Casella

Gerade im letzten Jahre habe ich mich in meiner freien Zeit zum reinen Zweck der Unterhaltung, aber auch vor allem sachlich und kritisch mit Mays Schriften wieder beschäftigt, um mein in der Jugend gefaßtes, später verbessertes Urteil über May und die Fragen um ihn allmählich zu klären, zu vervollkommen und zum Abschluß zu bringen. Und so bedarf auch mein vorjähriger Aufsatz¹⁸⁰ noch einer Ergänzung durch die Zerlegung mancher inzwischen aufgetauchter oder damals nur flüchtig angedeuteter Gedanken. Möge daher mancher meine bescheidene Ausführung wenigstens mit einem Teil des Interesses lesen, das ich stets jenen Aufsätzen in den „Jahrbüchern“ entgegenbringe, die Ansichten, Werturteile u. dgl., zwanglos aus dem großen und mannigfaltigen Leserkreise gesammelt, in bunter Fülle und doch sorgsamer Auswahl darstellen.

Naturgemäß einen großen Raum im Kampf der Meinungen um May nimmt die Frage noch immer ein: „Wie vieles hat er persönlich erlebt, und ist er überhaupt gereist?“ Besser als ich es vermöchte, ist in den Jahrbüchern der wahrscheinliche Werdegang geschildert, [325] der – erst beabsichtigt, dann halb von selbst – schließlich zur völligen Personengleichheit des Helden, Schriftstellers und Menschen May führte¹⁸¹. Man ist soweit gekommen, diesen an Unwahrheit krankenden Werdegang zu verstehen, wenn man ihn auch nie ganz wird entschuldigen oder billigen können. Die genannten Aufsätze enthalten ungefähr das, was zu dieser Frage nach dem Stand der bisherigen Forschung zu sagen ist, so daß auch der gewissenhafte, sehr moralische Leser schließlich imstande ist, sich die Freude an der Lektüre nicht durch die Frage der Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit des Erlebnisses mehr trüben zu lassen, daß er vielmehr Vorgeschichte und Stoff scharf zu trennen, also harmlos die Schriften als Ausfluß einer bewundernswerten Phantasie des Romanschriftstellers May zu genießen vermag, eines Mannes, der neue und eigene Wege ging und romantische Stoffe in einer bisher nicht angewandten, also in einer originellen Art und Form verarbeitete. Und der beispiellose Erfolg seiner Werke in allen möglichen Bevölkerungsschichten ist am besten geeignet, die oben genannten Schwächen und Makel des Verfassers vergessen zu lassen, sie zuzuschütten, so daß nur die guten Seiten seines Werkes sichtbar bleiben und die immer wiederkehrenden Fragen in der Befriedigung bei der Lektüre von selber verstummen.

Bei der Erforschung seiner Reisen geht man insofern [326] auf falscher Bahn, als es sich doch nur um die früheren Reisen handeln kann, also um die Reisen, die in der Zeit vor dem Erscheinen seiner Hauptwerke liegen mögen. Denn die Tatsache, daß er verbürgermaßen im Jahre 1899/1900 eine 1 ½ jährige Orientreise unternahm und im Jahre 1908 eine größere Amerikareise folgen ließ, sagt doch als Grundlage für seine zurückliegenden Hauptwerke und die etwaigen Selbsterlebnisse gar nichts. Sie könnten höchstens als eine Art „Kontrollreisen“ aufgefaßt werden, oder ganz unabhängig von seinen hauptsächlichsten Schriften als Basis gelten für die für später beabsichtigten Bände, die auf höherer Stufe stehen sollten. Dabei sind – nebenbei bemerkt – die Ansichten über die Spätwerke mit dem bekannten philosophierenden Einschlag durchaus geteilt, und ich selber neige auch heute noch, wenn ich unbefangen an May herantrete, viel mehr seinen einfachen früheren Erzeugnissen zu als den für einen bestimmten Zweck geschriebenen, etwas gekünstelten und aus seiner eigentlichen Art herausfallenden Spätlingen. Doch das sind Ansichtssachen.

Um auf die Reisefrage zurückzukommen, ich halte es – nach Abwägung aller zurzeit zur Verfügung stehenden Unterlagen – für durchaus wahrscheinlich, daß May frühzeitig (im Jahre 1862 und 1869) zwei Amerikareisen unternommen hat und (zwischen 1868 und 1870) eine größere Orientreise¹⁸². Die erste Amerikareise insbesondere denke ich mir als einen länger dauernden „Aufenthalt“ in verschiedener, [327] wohl auch abenteuerlicher Betätigung. May wollte in seiner Jugend aus bekannten Gründen für einige Zeit verschwinden und untertauchen. Das konnte ihm am besten im tiefen Westen Amerikas gelingen. Und ich halte es für recht wahrscheinlich, daß er kleine Teile seiner späteren Schilderungen (Winnetou I usw.)

¹⁸⁰ Jahrbuch 1921, S. 316 ff.

¹⁸¹ „Gelegentlicher Lügner aus Notwehr.“ „May mußte lügen, um leben zu können..., aber er wollte von der Lüge loskommen.“ Gurlitt, „Gerechtigkeit für Karl May“, S. 42 und 87.

¹⁸² Jahrbuch 1918, S. 165; Bd. 34, S. 543/45; Gurlitt, „Gerechtigkeit für Karl May“, S. 106.

hierbei selber erlebt hat, während er den großen Rest aus Erzählungen dritter Personen, denen er begegnete, durch Benützung nie zu uns gedrungener Schriften und aus dem Born seiner unerschöpflichen Phantasie dazu verwertete, um das Ganze in Zusammenhang und in die uns bekannte und vertraute, spannende und fließende Form zu bringen¹⁸³. Gewisses über diese Frühreisen werden wir vielleicht nie erfahren. Warum soll uns aber der Grad des bisher Festgestellten oder doch mit ziemlicher Sicherheit Anzunehmenden nicht genügen? Daß nicht nur die Phantasie May instandgesetzt hat, seine Frühwerke zu schreiben, dafür dürften die Schilderungen von Natur, Land und Leuten zeugen, an deren wahrheitsgetreuer Darstellung auch spätere Nachprüfungen nicht zu rütteln vermochten.

Unlängst kam mir der in einer süddeutschen Tageszeitung wortgetreu wiedergegebene Streit zwischen May und Pöllmann aus dem Jahre 1909 oder 1910 wieder in die Hand. Er zeigt deutlich, in welchem bedauerlich schroffem Ton man von Anfang an den Kampf gegen May zu führen gedachte, einem Ton, der auch in Anerkennung der verschiedenen von May begangenen Sünden oder Fehler wirklich nicht angebracht **[328]** war und reichlich abstoßend wirkt. Die traurigste Folge war, daß dieser Kampf dem Leben Mays ein vorzeitiges Ende gesetzt hat. Die andere bedauernswerte Folge war die, daß auf einmal kein Unterschied mehr gemacht wurde zwischen dem Verfasser und seinem Werk.

Wie mancher hat in den letzten Kriegs- oder Nachkriegsjahren sich in der Not Lebensmittel verschafft, aus recht unreinen Schleich- und Wucherhänden, hat bei der Bezahlung der an sich reinen Ware den Verkäufer verflucht und verachtet; er hat aber, als er die Lebensmittel verzehrte, doch einen Strich gezogen zwischen dem Erzeuger und Verkäufer einerseits und der unverfälschten Ware selbst andererseits. Die Ware schien ihm sehr genießbar, wenn sie auch aus moralisch unsauberen Händen stammte. – Dieser Vergleich läßt sich immerhin auf May übertragen, selbst angenommen, daß dieser seine früheren Sünden nicht gutgemacht hätte. Auch dann wäre der Makel der Person des Verfassers noch kein Grund gewesen, sein Werk – falls es rein und unantastbar war – zu verwerfen¹⁸⁴. May hatte aber inzwischen doch mehr als ein Menschenalter redlich daran gearbeitet, gutzumachen, besser zu machen, vergessen zu machen. Uns, die wir heute einen größeren Abstand von jenen Geschehnissen gewonnen haben, erscheint doch die damalige Verfolgungssucht und blinde Stürmerei gegen alle seine einwandfreien Werke, ihr plötzlicher Ausschluß aus den Büchereien, zum mindesten **[329]** ungerecht und unvernünftig. Mit anderen Worten: mochte man auch über die Person des Verfassers den Stab gebrochen haben, man konnte seine Werke im allgemeinen ruhig und ohne Gefahr weiter genießen wie bisher.

Ich habe bei meinen wenigen Versuchen, May beizustehen, in den letzten Jahren nicht die besten Erfahrungen gemacht. Als vor fast zwei Jahren, angeregt durch die – vielleicht unglückselige – Dramatisierung des „Winnetou“ (ich kenne sie nicht), eine süddeutsche Tageszeitung ein vernichtendes Urteil über den alten dreibändigen „Winnetou“ brachte, war es mir ein Bedürfnis, für den Freund meiner Jugend mit einigen schlichten Worten einzustehen. Ich wurde aber mit dem Abdruck meiner Zeilen auf später vertröstet und habe darauf verzichtet. Das Verdammungsurteil erinnerte in seiner Schärfe und Schroffheit an die früher gegen May beliebte Kampfweise und griff – selbst unter der Voraussetzung seiner Unparteilichkeit – in leichtfertiger Art daneben. Die Entschärfung hätte aber gleich geschehen müssen, um entsprechend zu wirken.

Im vorigen Jahre hat dann der deutsche Sprachverein in seiner „Zeitschrift“ leider einen scharfen Artikel gegen May gebracht¹⁸⁵, der insbesondere seine Sprache verurteilte. Ich habe als altes Mitglied dieses Vereins den Versuch gemacht, durch ein Eingesandt das schroffe und mir recht einseitig erscheinende Urteil auf das wahre Maß zurückzuführen und es insbesondere seiner derb abfälligen Form zu **[330]** entkleiden. Leider gelangte mein Aufsatz nur in sehr gekürzter und gegen meinen Willen stark verwässerter Form zum Abdruck¹⁸⁶. Dabei hatte und hätte m. E. gerade der Sprachverein wenig Grund, May anzugreifen, da dieser doch stets sein Deutschtum mutig und offen bekannte, zur Verbreitung des guten deutschen Namens sein Bestes gab und schließlich von den Besten des Volkes im Felde dankbaren Sinnes aufgenommen oder wieder aufgenommen, ja im Sturm genommen und gelesen wurde.

¹⁸³ Aehnlich Gurlitt, „Gerechtigkeit für Karl May“, S. 120.

¹⁸⁴ Aehnlich: „Wie Kunstwerte entstanden, das geht den Laien nichts an.“ – H. H. Ewers in einem Vorwort zu E. A. Poe.

¹⁸⁵ Nach meiner Vermutung hauptsächlich auf Bd. 11 aufgebaut. Heft 1, 1920.

¹⁸⁶ Ebenda, Heft 7/8, 1920.

Ich habe im letzten Jahre mehrere Bände ausdrücklich unter dem Gesichtswinkel der Prüfung des Stils, der Sprache durchgesehen und kann nur wiederholen, daß – soweit die Reiseerzählungen in Frage stehen – die Angriffe stark übertrieben sind. Mag die Sprache hie und da ungepflegt oder überhastet sein, mag der Stil manchmal zu breit sein, der Verlag wird nach meiner Ueberzeugung bei der an sich begrüßenswerten Durchfeilung mit großer Vorsicht und Pietät vorgehen müssen. Allzu tiefe operative Eingriffe werden unbedingt zu vermeiden sein, dem Gepräge wird nichts genommen werden dürfen. Die oft wiederkehrenden offenkundigen kleinen Fehler und Schwächen lassen sich ohne allzu große Mühe beseitigen, und die Neuausgabe wird dann vielleicht den Genuß der Lektüre noch erhöhen, obgleich ich ehrlich mit vielen anderen sagen muß, daß g r o b e Mängel sich auch in der Urschrift nicht in dichter Häufung unliebsam bemerkbar machen. May hält Vergleiche in dieser Hinsicht gut und erfolgreich aus **[331]** und wird – bei sorgsamer und pietätvoller Durchsicht – unschwer den Forderungen [Gustav] Wustmanns, [Konrad] Dudens und [Eduard] Engels angepaßt werden können.

Ich gestehe gerne, daß ich unlängst einige früher gelesene Bände¹⁸⁷ wieder rein kritisch durchsehen wollte, daß ich aber gegen oder doch ohne meinen Willen bald davon abkam, weil mich die spannende Handlung den Zweck meiner jetzigen Lektüre in angenehmer Weise vergessen machte¹⁸⁸. Ich gesteht damit auch neuerdings ein, daß mit einzelnen seiner Gaben May auch heute noch wohl imstande ist, meine knappe Freizeit zu verkürzen, besonders dann, wenn zu schwereren Sachen gerade die Spannkraft fehlt und man – mit klassischer oder mit moderner Lektüre augenblicklich übersättigt – einmal zu etwas „ganz anderem“ greifen will.

Man findet, daß May die erzieherische Seite in seinen Werken zu stark hervorkehrt und die religiösen Anschauungen in allem zu stark betont. Indem ich das zugebe, fällt mir noch ein innerer Widerspruch auf: May will seinen Lesern den Glauben an Lohn und Strafe für gute und schlechte Handlungen (Vergeltung) einimpfen, er will den Zusammenhang zwischen früheren Handlungen und späteren Ereignissen im Menschenleben gewahrt wissen. Er schließt seine „Erlebnisse“ nicht selten mit einem Hinweis dieses Inhalts: Wer da noch leugnet, daß es eine ewige **[332]** Gerechtigkeit gibt, der kein Mensch entgehen kann, dem ist wirklich nicht zu helfen u. dgl. Oder er bekämpft die Zufallslehre und beruft sich darauf, daß er während seiner vielen Reisen oft durch „eine allweise Hand“ aus einer gefährlichen Lage gerettet worden sei, daß er in einem geringfügigen Umstand oftmals „einen Wink von oben“ habe erkennen müssen usw. – So gut nun das alles gemeint sein mag, so kann ich seine Folgerungen doch n u r dann annehmen, wenn sie auf wahren Begebnissen oder Erlebnissen beruhen. Nur das wahre Begebnis erkenne ich als Beweismittel an. Fällt die Wahrheit dieses Erlebnisses weg, dann fällt auch die Schlußfolgerung in sich zusammen. Ich kann das Walten einer höheren Macht nicht an erdichteten Erlebnissen nachweisen und die anderen zwingen wollen, daß sie mir sowohl das Erlebnis wie die Schlußfolgerung glauben. Hier sitzt unzweifelhaft ein wunder Punkt. Die von May gepredigten und durch den Gang der Handlung bekräftigten und gestützten Lehren stammen aus einer Zeit, in der May noch wünschte, daß wir ihm Erlebnis und Folgerung glaubten. Hat er also jene Geschehnisse, an denen er das Wirken der höheren Macht zeigen will, nicht erlebt (und das ist in der Mehrzahl der Fall), dann hat er auch nicht das Recht, uns den Glauben hieran zuzumuten. Man messe also dem erzieherischen Zweck nicht a l l z u große Bedeutung bei¹⁸⁹; über Mays guten Willen **[333]** sind wir uns allerdings nicht im Zweifel. Ich lasse mir die Freude an seinen in bester Absicht niedergelegten „Erlebnissen“¹⁹⁰ auch durch solche Betrachtungen nicht rauben, sondern bewahre mir meine Unbefangenheit.

Auf die Gefahr einer Wiederholung hin fasse ich mein Urteil über May und, wenn es gestattet ist, einen guten Rat in möglichster Kürze wie folgt zusammen:

Man gehe u n b e f a n g e n an die Lektüre Mays heran, man lese zuerst seine besten, älteren Sachen, man wandere mit ihm in den Orient, wenn seine Gesellschaft im wilden Westen nicht zusagt oder zu

¹⁸⁷ Bd. 16 – 18 (Mahdi).

¹⁸⁸ Das in Kurdistan spielende drittletzte Kapitel fällt allerdings aus dem Rahmen der ganzen Handlung m. E. heraus und weist – obzwar gut gemeint – inhaltlich in seiner Unwahrscheinlichkeit und religiösen Phantasterei größere Schwächen auf.

¹⁸⁹ Diese Ansicht des Verfassers teilen wir nicht. Wir bitten, zur Ergänzung die Ausführungen der Erzieher zu betrachten, von denen die Jahrbücher schon eine ganze Reihe von Beiträgen brachten. Die Herausgeber.

¹⁹⁰ In einem späten Band baut May bereits etwas ab, indem er sagt: „Ich erzähle bekanntlich nur Wahrhaftes und innerlich wirklich Geschehenes und Erwiesenes“ (Bd. 31, S. 111). Man beachte das Wort „innerlich“!

langweilen beginnt, man suche nicht mehr hinter ihm, als was dahintersteckt. Man gebe sich zufrieden mit der Flüssigkeit seiner spannenden, originellen Erzählungen und versteife sich nicht zu sehr auf den erzieherischen Zweck der Werke. Man lese nicht zuviel auf einmal, sondern greife nur von Zeit zu Zeit nach ihm, um auszuruhen von den Genüssen ganz anderer literarischer Art. Man lasse sich die Lektüre nicht vergällen dadurch, daß man sich ins Schußfeld der um May tobenden Kämpfe und Streitfragen begibt, die nur vom ungetrübten Genuß seiner harmlosen, ich möchte sagen „unschuldigen“ Bücher abziehen. Man urteile über ihn, wie man will, man wird zugestehen müssen, daß wir alle Ursache haben, gerade in den traurigen Zeiten der Gegenwart ihm **[334]** dankbar zu sein für das viele, das er uns in guter Absicht beschert, aus dessen Fülle sich für jedes Alter und für jeden Geschmack befriedigende Nahrung ziehen läßt, wenn man unvoreingenommenen Sinnes nur sucht und will. Und schließlich: man schimpfe erst, wenn man gelesen, man wird dann ohnedies oft genug nur zu einem Urteil, nicht aber zu einer Verurteilung kommen. Und im übrigen wollen wir's mit Goethe halten, der einmal gesagt hat: „Was zwanzig Jahre sich hält und die Neigung des Volkes hat, das muß schon etwas sein“¹⁹¹.

¹⁹¹ Gespräche mit Eckermann (25. Oktober 1823).

[[335]]

Die Spessartreise
und andere Karl-May-Erinnerungen aus meiner Jugend
Von Dr. Wilhelm Matthießen

©

[(348)]

Beobachtungen in der Volksbücherei

Von Rose v. Aichberger

©

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1922

Aichberger, Rose von	1888	1977
Biedermann, Alfred	23.12.1884	08.08.1971
Casella, Max	19.12.1879	?
Cornaro, Franz	10.08.1897	17.09.1989
Eicke, Otto	07.04.1889	? .12.1945
Fethke, Franz Johann	10.10.1885	01.12.1966
Finke, Max	08.07.1888	04.01.1924
Frerk, Friedrich Willy	18.12.1886	29.01.1960
Gottlieb, August	13.03.1896	1968
Guenther, Konrad	23.05.1874	26.01.1955
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Hefter, Josef	?	?
Höck, Joseph	10.10.1900	01.05.1980
Kandolf, Franz	06.11.1886	19.06.1949
Kralik, Richard von	01.10.1852	04.02.1934
Matthiessen, Wilhelm	08.08.1891	26.11.1965
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Prüfer, Fritz	1890	1972
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Schmidt, Hans	1885	1974
Sehling, Emil	09.07.1860	30.11.1928
Strobl, Karl Hans	18.01.1877	10.03.1946
Stütz, Adalbert	14.02.1878	23.12.1957
Urban, Gustav	27.04.1884	21.10.1969
Vogel, Ernst	?	?
Winkler, Heinz	1909	?
Würdemann, Fritz	?	?

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.